Erhard Wittek

Bewährung der Herzen

Wittek / Bewährung der Herzen





Erhard Wittek

Bewährung der Herzen

Novelle

Verlag vom Dürer-Haus in Buenos Aires

Lizenzausgabe Editorial Dürer,
Buenos Aires 1948

Printed in Argentine

Für Lisbet

Der Mann sah, daß der schmale Fußsteig sich oben zwischen den grauen Felsen verlor, er sah keinen anderen Weg, der ihn auf die Höhe hätte bringen können, und so stieg er entschlossen den steilen, engen Pfad hinan. Er schritt höher und höher, er umging Felsvorsprünge, bei denen es not tat, sich mit den Händen im Stein festzuhalten, es wurde schließlich ein Kampf mit der Wand, ein Klettern im Gestein, aber der Mann gab nicht nach. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Höhe dort oben zu erreichen, er hatte genug vom Wandern im Tal, auf der Landstraße, neben den satten Feldern, neben dem Fluß, neben den eisernen Geleisen, auf denen dann und wann mit Gepolter und Gekeuche, mit Rasseln und Pfeifen und Zischen ein Eisenbahnzug an ihm vorüber gerollt war, er wollte das Winken aus den Wagenfenstern nicht mehr sehen und nicht die prahlerischen Rauchwolken der Lokomotiven, die so dick und wohlgenährt waren und so schnell vorwärts kamen auf ihren eisernen Rädern, die es so eilig damit hatten, vor-

über, vorbei, voran zu kommen. Der Mann wollte auch die teilnahmsvollen Gesichter der Mädchen und Frauen nicht mehr sehen, die an den Türen der Häuser standen und auf den Feldern oder am Wege, er hatte es satt, jawohl, er hatte es satt.

Es war Sommer, Frühsommer, der Himmel war klar und frisch, die Wiesen waren neu gewaschen, der Weizen stand gut und wogte im Winde und die Weinberge summten in der milden Luft. Den Leuten hier ging es gut, aber mußten sie es darum jedem zeigen, der hier vorüberging? Mußten sie es gerade ihm zeigen, daß es ihnen gut ging, — wie gut es ihnen ging?

Es war Sommer und in jedem Dorf läuteten die Kirchenglocken, von jedem Kapellchen am Wege bimmelte es, alle Gesichter läuteten, die Menschen sangen auf den Straßen, sie sangen und riefen und waren laut, wenn sie zu zehn und zu zwanzig ihren Weg dahin schritten und sie summten vor sich hin bei der Arbeit auf den Feldern, sie trällerten aus den Eisenbahnfenstern heraus und von den Bauernwagen herunter, die Hufe der Pferde sangen auf der Landstraße, sie klapperten freudig auf den Steinen, der Fluß schäumte und sprang in seinem engen Bett, die Wellen des Flusses sangen und läuteten —.

Aber nicht seinetwegen war diese große Veranstaltung, dieses Fest, diese Feier der Freude, ihn ging das alles nichts an, er hörte nichts von dem Jubel, er konnte den Jubel nicht hören, er mochte das alles nicht sehen, es machte ihm trübe Augen, er ballte die Faust und setzte den Stock heftiger auf die Straße, da ihm die Freude der Menschen begegnete; der Anblick der frohen Gesichter, der lachenden Augen grub ihm bittere Falten in die Stirn, und es verschloß ihm den Mund, wenn ein Kind auf ihn zueilte und ihm eine Blume entgegenhielt und zu ihm sagte: Da, nimm, fremder Mann, nimm, ich schenke sie dir, sei du auch fröhlich!

Nein, er hatte das alles satt, und so kroch und klebte er jetzt an den Felsen, preßte sich an die Wand, suchte mit Händen und Füßen einen Halt, war vorsichtig, wollte nicht abstürzen, hielt sich mit einer Hand und zwei Füßen oder mit zwei Händen und einem Fuß fest, klammerte sich in das Gestein und untersuchte gründlich, ob der neue Vorsprung, den er soeben mit der Hand erreicht hatte oder auf den er mit dem Fuß treten wollte, untersuchte, ob er auch hielt, trat ordentlich fest auf oder zog und riß mit der Hand und erst, wenn er auch dann nicht nachgab, dann griff er endgültig zu, dann trat er endgültig darauf und suchte nun mit der anderen Hand oder dem

anderen Fuß, wie er jetzt weiterkäme. O nein, lebensüberdrüssig war er nicht, ganz und gar nicht, er verbiß sich in die Wand, abstürzen wollte er nicht, er hing am Leben, er wollte sich ja gerade sein Leben neu errichten, er wollte es neu bauen, er hatte die besten Vorsätze, gute, handfeste, wohlüberlegte Vorsätze. Abstürzen, jetzt abstürzen, nach diesen Wochen der Mühsal, der Angst, der täglichen Gefahr, des Hungerns, jetzt, wo er es so weit gebracht hatte? Kam durchaus nicht in Frage, und er schob sich den Kamin hoch, den engen Felsenkamin, stemmte sich wie ein gelernter Alpenjockl, wie ein Bergfex mit einem Hollahü-Hütchen auf dem Kopf und Krachledernen auf dem Hintern, stemmte sich also mit dem Rücken gegen die Wand, schob sich hoch, gebrauchte die Hände, achtete nicht weiter darauf, ob die Haut da und dort in Fetzen ging, er mußte hinauf auf die Höhe. Und natürlich gelang ihm, was er wollte. Er wußte ja, daß er das richtige Gefühl für seine Kraft hatte und für die Schwierigkeit der Felsen. Er war kein Mann, der sich Unmögliches vornahm; er war nicht dumm genug, an einer glatten Wand sich mit Spucke festzukleben und darauf zu vertrauen, daß es schon halten werde. Aber er wußte auch, daß es glatte Wände im Gebirge nur sehr selten gibt. Und diese Wand hier hatte er sich von unten genau

angesehen, als der Fußpfad plötzlich aufhörte, und er hatte gesehen, daß sie Risse und Querspalten, Bänder und Kamine hatte, nun, und so war er also jetzt oben.

Er war oben, er hatte die Felsen überwunden, unten rauschte der Fluß im Tal, fünfzig, vielleicht auch achtzig Meter tiefer, er verschwendete keinen Blick auf den Fluß. Den war er jetzt los, der hatte ihn lange genug begleitet. Er richtete sich auf und sah nach Osten, und da sah er den Berg wieder vor sich, so groß und mächtig wie zuvor, so hoch wie zuvor. Still ragte er in die Luft, verstellte den blauen Himmel, grüne Felder lagerten sich zu seinem Fuß, dunkle Wälder, meilenweite Wälder waren der Mantel seines ungeheuren, starren Leibes, und sein Haupt war grauer Fels, verwetterter, verwitterter Fels. Da waren keine Wege, keine Steige, keine Dörfer waren da oben zu sehen und keine Häuser, nur grauer Stein, der in der Sonne glänzte, schwarze Schatten in den Schluchten, die scharf und tief den Fels durchschnitten, und da und dort ein grüner Fleck, aber auch da und dort in den Schluchten ein w e i ß e r Fleck, ein w e i ß e s Band, das war Schnee. Der Schnee war kühl, auch im Juni mußte der Schnee noch kühl sein, sogar in diesem Lande hier, in dem der Wein sich die Hänge hinaufzog, in dem Feigenbäume Frucht trugen und Lorbeer

um die Füße und zu Häupten des Wanderers rauschte. Mit Lorbeerkränzen schmückt man die Häupter der Dichter und die Stirnen der Feldherren, und dieses Land hatte jetzt die Zeit, da es den Lorbeer an seine Söhne verteilte. Und Olivenbäume wuchsen an den Wegen, die er in diesen letzten Wochen mühsam gewandert war, mit dem Ölzweig in der Hand gingen die Mädchen singend über die blühenden Felder und boten den Frieden aus. Aber Lorbeer und Ölzweig wuchsen nicht für den Mann, er sah das dunkle Laub zu seiten seines Weges kaum, er sah jetzt wieder den Berg vor sich, den starrenden, schweigenden Berg, von Wolken umkränzt, und er schritt aus, dem Berge entgegen.

Der Mann ging mit weithin schwingenden Schritten, er ging langsam und fest, wie Männer gehen, die weit gewandert sind, er ging langsam, mit langen Schritten, wie einer, der es eilig hat und weiß, daß ruhiges Schreiten und ruhiges Atmen schneller den Berg hinaufführen als hastiger Lauf. Er hatte den Gipfel vor sich und konnte ihn nicht verfehlen. Mußte er in ein Tal hinabsteigen, so wurde er nicht unruhig, wenn er sah, wie der gewaltige Felskegel hinter einer grünen Hügelwelle versank, er faßte einen einzeln stehenden Feigenbaum ins Auge oder eine alte Eiche, die auf dem nächsten Höhenrücken

stand, oder ein einsames Bauernhaus, vielleicht auch eine Kapelle — denn noch war er ja im bewohnten Lande, noch hatte er kaum den Fuß des Berges angerührt — und er ging auf das Mal zu, das er sich gewählt hatte, und schritt den Höhenrücken hinauf: und dann tauchte in gewaltigem Schweigen das steingraue Haupt wieder über den grünen Kronen der Apfelbäume, über blumengelben Wiesenhängen langsam empor, reckte sich in das Blau des Himmels hinein, verstellte die Welt und beherrschte stumm die Fröhlichkeit des Sommers, lachte nicht, läutete keine Glocken, winkte nicht mit Lorbeer und Ölzweig und war ein Trost für den Wanderer.

Jetzt schritt er wieder zwischen Weinbergen dahin. Das war ein fruchtbares, ein üppiges Land, an den Südhängen der Hügelketten leuchtete blaugrün das Laub der Rebstöcke, grün das Blatt und blau, giftblau die Flüssigkeit, die zum Schutz gegen Ungeziefer von den Bauern auf das Weinlaub gespritzt wurde. Im feuchten Tal wucherten die Wiesen in geilem Wuchs, jedes Tal hier war feucht und fruchtbar, nicht zu feucht, kein Sumpf, keine Rede von einem Sumpf, harter, fester, tiefschwarzer Boden. Über jeden Hang eilten kleine Bäche herunter, überall sprangen Brunnen aus der Erde, überall hüpfte das klare, kühle Wasser in Fällen und Sprüngen in das Tal hinunter,

in den Hauptbach hinein, der dem Fluß zulief, eilig, eilig, als könne es gar nicht schnell genug gehen, als habe er viel zu erledigen, zu arbeiten, Länder und Felder und Wiesen zu bewässern — ein unglaublich fruchtbares Land, nicht zu viel Menschen darin, da ein Dorf und dort, auch Einzelhöfe, ein reiches Land, die Sonne schien und weither vom Meere kam der warme Wind, der feuchte Wind, als habe der Boden noch nicht genug Wasser und Frucht und Gras und Bäume und Weizenfelder.

Er ging, der Mann ging zwischen Weinbergen dahin in einem Hohlweg, Lorbeer hing dunkelgrün, schattend und kühlend über den sonnigen Weg, auf den Steinen hielten regungslos große grüne Eidechsen, er schritt dahin, sah nicht rechts, nicht links, sah zu Boden, auf die Steine des Weges und von Zeit zu Zeit hob er den Blick und erkannte, daß der Berg noch da war, starr, groß, steinern das Haupt und immer noch ein Trost für den Wanderer, den armen Teufel.

Er hatte eine abgeschabte braune Jacke an und darunter ein graues Hemd ohne Kragen. Das Hemd hatte Flecken, aber es war ohne Löcher, soviel man sehen konnte. Ein schmaler Ledergürtel, was Gürtel! ein R i e m e n hielt ihm die Hosen fest, braune Rippelsamthosen, wie sie die Bauarbeiter zu tragen pflegen. Auf dem Kopf

hatte er einen Hut, er nannte das einen Hut, aber es war keiner, es war eine Filzbaracke, ein Wrack, ein Rest von einem Hut, ohne Band natürlich, aber in ein kleines Loch am rechten Rand hatte der Wanderer in einem Anflug von Lebensübermut eine große gelbe Butterblume gesteckt. Vielleicht aber auch nicht aus Übermut, vielleicht aus Sehnsucht und Heimweh und bitterem Verlangen, denn die Blume war so wie die Blumen daheim, war kein Lorbeer und kein Zweig von einem Feigenbaume und kein Ölbaumblatt, war eine Butterblume, wie sie zu Hause auf den Wiesen wuchsen, f a s t eine Butterblume, sah fast haarscharf ebenso aus, wenn man beim Ansehen die Augen schloß und daran dachte, wie die Butterblumen daheim aussahen: breite, gelbe Blütenblätter, dicke, breite, grüne Blätter und ein dicker, runder, saftpraller Stiel.

Ein Wrack war der Hut, der ganze Anzug war armselig, nur die Schuhe hatten es in sich. Sie waren bestaubt vom Wandern auf den mühsamen Wegen, aber sie hatten Nägel unter guten, dicken Sohlen, ein paar neue Nägel zwischen alten, die Absätze waren eisenbeschlagen wie die Hufeisen eines Pferdes, der Mann schien zu wissen, daß gute Schuhe braucht, wer wandern will. Und seine Wanderstiefel, die waren in Ordnung,

darauf mußte der Mann wohl achten, das mußte er irgendwo gut gelernt haben.

Er trug ein Bündel an einem Riemen über die Schulter, in eine braune Decke eingehüllt seine Habseligkeiten; was mochte er schon darin haben, nicht viel, vielleicht noch ein Hemd, etwas Brot, ein Stück Fleisch, Seife kaum, nach Seife sah der Mann nicht aus. Er war nicht schmutzig, ganz im Gegenteil, gar nicht schmutzig, aber er nahm wohl Sand statt Seife, und als Waschbecken dienten ihm ein Bach, eine Quelle, an der er morgens vorüberkam, und als Kamm wohl seine Finger, seine zehn Finger an seinen beiden Händen? Nein so sah es nun eigentlich auch wieder nicht aus, er mußte wohl doch so eine Art von Kamm bei sich tragen, in irgendeiner Tasche seines großartigen Rockes, denn er hatte wohl dichtes, braunes Haar und wohl quoll es ihm nach allen Seiten unter der Hutbaracke hervor, aber es sah eigentlich doch nach Kamm und Bürste aus. Es hatte einen leichten roten Schimmer im tiefen Braun, es war schönes Haar, der Mann achtete darauf, er war also kein Landstreicher, kein Prahlbold und Straßenfahrer, er war nicht aus Lust am Faulenzen unterwegs, nicht aus Sucht nach Abenteuern, nicht weil er es nicht anders konnte. Seine Schuhe zeigten es deutlich, seine Haare auch, sein Gesicht sagte es ganz klar jedem,

der in Gesichtern lesen konnte, er war ein Mann, kein Hanswurst. Sein Kinn trug einen braunen, dichten Bart, und er sah aus wie der Bart eines Mannes, der ganz plötzlich aufgehört hat, sich zu rasieren, und nun einfach vier, fünf Wochen lang dabei blieb, sich nicht zu rasieren, der aber vorher immer glattgeschabt dahergegangen, dahingegangen war, der Bart hatte noch keine Form, noch keine Art, er wuchs wild, ein brauner Schmerz für jeden Haarkünstler, Schnurrbart und Kinn und Backenbart waren ein einziges, braunes, halbwegs gut gepflegtes, gebürstetes Borstengestrüpp.

Und so schritt er also durch die Weinberge dahin, aufwärts, sah den Berg sein Haupt wieder in den Himmel erheben, der Wanderer ging mit langsamen Schritten, auf einen zähen Stock gestützt, den er sich aus einem Lorbeerbusch geschnitten hatte, er hatte die Lippen geschlossen, fest geschlossen, sang nicht und spitzte auch den Mund nicht zum Pfeifen, ging stumm und ernsthaft seinen Weg, und seine braunen Augen hatten einen kraftvollen Schimmer. Man kann nicht wochenlang Tag für Tag und Minute für Minute jenen Ausdruck in den Augen haben, der anzeigt, daß man zu allem entschlossen ist, daß man ein Mann ist und zu allem entschlossen. Es war weit und breit niemand zu sehen, der

Zauber des Landes, der Duft der Felder, der Wiesen schläferte ein, der Weinberg summte in der Sonne; ein tiefes, dunkles Dröhnen war in der Erde, unter den braunen, rotbraunen Schollen der Weinberge sang die neue Kraft, der Mann hatte einen Schimmer in den Augen, und der Berg war nicht mehr weit, der Berg, den er nun seit Tagen schon geahnt und dann gesehen hatte. Er sah die anderen Berge nicht daneben, die Kuppen und Kegel, die kleineren Nachbarn, er sah nur den einen, den großen und sein starres Felsenhaupt, umkränzt von Wolken, wir sagten es schon einmal, aber es war auch ein Anblick des zwiefachen Sagens wert. Nicht Lorbeer, nicht Ölbaumzweige, Wolken schwebten, ein weißer, flaumiger, strahlender Kranz, im Blau des Himmels um den steinernen, herrischen, gewaltigen Felsendom.

Da wurde der Mann angerufen, von der Seite her, aus dem Laub eines Weinberges scholl eine kräftige Stimme, ein heller Ruf, der Wanderer ging weiter, er hörte nicht, er war nicht zusammengezuckt, wie es Landstreichern ergehen mag, die ein schlechtes Gewissen, aber keine Papiere haben, er ging ruhig weiter, aber da klang die Stimme noch einmal, noch lauter, dringender, doch der Mann achtete nicht im geringsten darauf, er setzte den Lorbeerstock fest in die Erde, er

schritt dahin, den Weg entlang, den Kopf zur Erde geneigt und hörte nicht. Schritte, andere, eilige Schritte polterten eine der engen Steintreppen zwischen den Rebstöcken herunter, Holzpantoffeln klapperten, wieder klang die Stimme, sie schimpfte und fluchte, und dazwischen forderte der Weinbauer den Wanderer auf, stehenzubleiben, anzuhalten, zu warten, hé-là-bas, nom de dieu, warten solle er. Ein kleiner Bauer wurde sichtbar in blauer Arbeitskleidung mit weißem Bart und Haar und einem weißen Schnauzbart, und er trug eine dunkelrote Kappe auf dem Kopfe, er fuchtelte und rief und war nun hinter dem Wanderer auf den breiten Weg herausgekommen und lief hinter dem Mann her mit schnellen, kleinen Schritten in seinen Holzschuhen, verlor die Holzschuhe nicht, war gewohnt in den großen, klappernden Dingern zu laufen. Der Wanderer aber hörte nicht, ging nicht langsamer, nicht schneller, blickte nicht zurück, ließ den Alten schimpfen und keuchen und laufen, der kleine Alte kam ihm kaum nach und holte nur wenig auf.

Da bot sich dem Wanderer auf der Höhe, er war an eine Biegung des Weges gekommen, ein Blick in ein Tal an, er blieb stehen zum erstenmal seit sehr langer Zeit, blickte sich um, blickte in das Tal voraus, blickte auch zur Seite und

schaute zurück, er sah weit unter sich das blau-silberne Band des großen Flusses, den er heute morgen verlassen hatte, er erkannte, daß er schon weit gestiegen war, er sah die breite, große, offene Ebene unter sich liegen, er blickte nun auch den Weg zurück, den er soeben hinaufgeschritten war, und da sah er nun natürlich auch den weißhaarigen Bauern auf sich zukommen, fast sah es aus, als verfolge ihn der Alte. Der Wanderer machte ein erstauntes Gesicht, sah aufmerksam dem Manne entgegen, schüttelte den Kopf, ging dann ein paar Schritte auf ihn zu, den Weg hinunter. Nun standen sie voreinander, der Alte, der von unten heraufgekommen war, ein wenig tiefer als der Mann, und der Alte noch dazu viel kleiner, war nur ein verhutzeltes, ausgedörrtes, gebücktes Männchen, ein Zwerg, gemessen an dem Braunbärtigen, und der Alte keuchte vom Laufen und schimpfte, sprach schnell und verhaspelte sich, er hatte beide Hände erhoben, Greisenhände, und fuchtelte lebhaft mit ihnen vor dem Bauch des Wanderers herum, denn viel höher langte er nicht hinauf, und sah von unten den Mann an, der sich über ihn beugte, der ihm aufmerksam und verwundert in das Gesicht sah, dann aber den Kopf schüttelte, bedauernd, ein schmerzlicher Zug war im Gesicht des großen Mannes, er hob die Hände an seine Ohren, und er deutete mit

Gesten an, daß er nicht höre, daß er nichts verstehe, daß er taub sei und daß er auch stumm sei, und dabei berührte er seine Lippen mit den Fingern und schüttelte die Achseln und auch noch einmal den Kopf, ließ dann wieder die Arme hängen und sah den alten Bauern von oben an, beugte sich über ihn und sah auf seine Lippen.

So also stand es mit dem Wanderer, gute Schuhe, ein schäbiger Anzug, ein Wrack von einem Hut, aber auch ein kraftvoller Schimmer in den Augen, langsame weite Schritte beim Gehen — und nun taubstumm, kann die Glocken nicht hören, die im Lande läuten, kann den Gesang der Menschen nicht hören, kann nur sehen, wie sie den Mund öffnen und mit Löchern im Gesicht durch die Wiesen gehen, kann nicht hören und nicht sprechen, stützt sich auf seinen Lorbeerstock und wandert dem Berg entgegen, der schweigend in den Himmel ragt, von Wolken umkränzt.

Die mageren Greisenfinger vor ihm hörten auf zu reden, wurden still, die Hände sanken scheu herab, Bestürzung zeigte sich im Gesicht des kleinen, alten Bauern, das eben noch so wütend, so aufgeregt und kampflustig gewesen war, der Schnauzbart hing traurig über den langsamer sprechenden Mund herab, senkte sich grau und mitleidig zu beiden Seiten am Kinn vorbei, und

die Augen des alten Mannes waren aufgerissen im ersten Schreck, man sah das Weiße ganz um die Pupillen herum, wie bei einem indischen Fakir, dachte fast ein wenig belustigt der Wanderer, doch der Schmerz darüber, wieder an sein Gebrechen erinnert worden zu sein, stand doch weiterhin noch in seinem Gesicht. Der Bauer aber sprach trotz seiner Bestürzung mechanisch weiter, deutete auf seine erkaltete Pfeife, fragte, als habe er nicht verstanden, daß der andere doch taubstumm sei, ob er kein Feuer habe, er wolle nur Feuer für seine Pfeife, weiter nichts. Denn heute sei ja Sonntag, und er sei allein in den Weinbergen, weit und breit sei niemand.

Der Wanderer sah dem Alten in das Gesicht, sah ernsthaft auf die kalte Pfeife des Bauern, sah seine Gebärden, und nun kam ein freudiges Verstehen in die Augen des Wanderers, er nickte mit dem Kopfe, er griff in die Taschen seines Prachtrockes und er holte ein Feuerzeug heraus und ließ es schnappen, hielt dem Alten das brennende Metalldings unter die Nase, und der Alte zog, zog noch einmal, noch einmal, die Pfeife brannte, der Alte paffte einmal, zweimal, dreimal blaue Wolken in die Luft, sagte: merci, mon vieux, merci, es blitzte auf einmal in seinen Augen auf, er griff sich mit beiden Händen in die Hosentaschen, griff tief hinein, suchte und

holte vergnügt schmunzelnd einen Tabaksbeutel hervor, hielt ihn hoch, hielt ihn dem anderen hin, tröstend, bittend, kann nicht hören, dachte er, nicht hören und sprechen, kann aber doch trotzdem rauchen, dachte er. Der Wanderer nickte, griff in die rechte Tasche seines abgeschabten Rockes, holte eine kurze Stummelpfeife hervor, klemmte sich den Stock, den Lorbeerstock zwischen die Beine, nahm den Tabaksbeutel, stopfte sich seine Pfeife, schnürte den Beutel wieder zu, gab ihn zurück, tippte dankend mit dem rechten Zeigefinger an den Hut wie ein alter Soldat und steckte sich auch seine Pfeife an.

Der Alte war schon halb getröstet, rauchen kann er also, dachte er, hören nicht, ist eigentlich nicht so schlimm, dachte er wohl, da braucht er sein Weib nicht zu hören, die kann reden und reden, stundenlag kann sie reden, und der da sitzt auf der Bank vor dem Haus, und wenn sie den Mund einmal zumacht und er sieht es gerade, nickt er weise und zustimmend mit dem Kopf und pafft eine blaue Wolke in die Luft. Der Bauer beneidete den Wanderer beinahe, er faßte ihn bei der linken Hand, viens, sagte er, viens avec moi, und zog ihn bis zu der schmalen Stiege, die er vorhin heruntergepoltert war. Da solle er sich hinsetzen, bedeutete er mit Gebärden dem Wanderer, und der Alte eilte schnell die

Steintreppe hinauf, war schon im Weinlaub verschwunden. Der Mann aber sah ihm nach, sah den Weg hinauf und hinab, da könnten Menschen kommen, die ihn fragen würden, und er müßte ihnen wieder sagen, daß er nicht hören und sprechen könne, das mochte er nicht, das war ihm unangenehm, das wird jeder verstehen, und er stieg hinter dem Alten die Treppe hinauf, ruhig, ohne Hast. Vielleicht hatte er auch einen anderen Grund, nicht an den Straßen zu bleiben, mehrere Gründe, er war ja auch vom Fluß fortgegangen, und die Landstraße da unten war doch so bequem gewesen. Da unten hatte ihn dann und wann einmal auch ein Bauernwägelchen mitgenommen, eine kurze oder eine lange Strecke, sie hatten ihm dann Brot und Käse gegeben, auch ein Stück Speck, und hatten ihn Wein trinken lassen. Auf so einem Wagen saß es sich gut, man schonte die Füße, man wurde nicht viel gefragt, mußte nicht alle nasenlang bedauernd die Achseln zucken und die erstaunten, bestürzten, tröstenden oder gar mißtrauischen Mienen der Fragenden sehen; wer auf einem Bauernwagen saß, den fragte kein Gendarm nach Papieren, und die, denen der Wagen gehörte, die fragten bald auch nicht mehr, wenn sie erst einmal hatten erkennen müssen, daß der Wanderer sie doch nicht verstand. Er machte ein trauriges, ratloses Ge-

sicht, wenn sie mit Fragen auf ihn einsprachen, er wurde verwirrt und blöde, und dann ließen sie von ihm ab. Wenn er dann aber vom Wagen steigen mußte, weil sein Weg nun anders lief, dann gaben sie ihm ein dickes Bündel mit, in Papier gewickelt oder in ein kariertes Tuch, und da hatten sie dann Brot und Speck und Käse eingepackt, sie reichten ihm auch wohl zum Abschied einen Schnaps, und er bedankte sich feierlich, gab jedem die Hand, machte eine tiefe Verbeugung, ernsthaft und stumm eine Verbeugung und wandte sich um und ging. Die Bauern blickten ihm nach, redeten miteinander, nicht viel, Bauern sind wortkarg, grand malheur la guerre, sagten sie, denn sie sahen ja das Gesicht des Wanderers nicht mehr, sie konnten die kleinen Fältchen in den Augenwinkeln nicht sehen, er wandte ihnen ja den Rücken zu, er konnte sich nun nicht mehr verhehlen, daß er mit sich zufrieden war. War er also doch ein Lügner, ein Betrüger? Ein Landstreicher, der Bauern ausplünderte und vom Mitleid der Dummen lebte?

Aber bald verfinsterte sich sein Gesicht wieder, die Mienen wurden hart, er setzte den Stock auf die Straße in regelmäßigen Abständen und ging seinen Weg.

Und nun blieb er also nicht auf dem kleinen Fahrweg zwischen den Weinbergen, auf dem im

Herbst bei der Lese die zweirädrigen Karren mit der Bütte stehen und abends heimgefahren werden von einem Maultier oder einem Esel oder auch von zwei lustigen Bauernmädchen — denn in der Weinlese ist man abends immer froh und lustig. Er blieb also nicht auf dem Wege, sondern stieg dem Alten nach.

Der war schon weit voraus, der Wanderer aber fand auf einem Absatz des Hanges, an einer ebenen Stelle einen kleinen Grasplatz, da setzte er sich hin. Hier sah ihn niemand von der Straße aus, hier pflegten wohl die Weinbauern zu frühstücken, wenn sie eine Arbeitspause machten, denn das Gras war niedergetreten, ein Holzbrett lag dort drüben über zwei Feldsteinen, und da war im Steinhang auch eine verschlossene Tür, die führte wohl in einen Bergkeller. Von dem kleinen Platz aus gingen verschiedene Fußwege am Hang entlang, schräg nach oben und schräg nach unten, auch zwei Steintreppen stiegen weiter hinauf, er wußte nicht, wohin der Alte gelaufen war, er sah ihn nicht mehr, also war es das richtige, nicht weiterzugehen, sich hierherzusetzen und zu warten, sein Bündel auf den Boden zu werfen und sich darauf zu setzen, sich mit dem Rücken gegen die sonnenbeschienene, die sonnenwarme Erdwand zu lehnen und sich in der Glut des späten Vormittags auszuruhen,

sich ein wenig zu dehnen, zu strecken und zu warten, die beiden Daumen hinter den Leibriemen zu stecken und sich mit den Händen den Bauch zu klopfen, wohlig und zufrieden. Das scheint ja wieder einmal gut zu gehen. Und der Wanderer bot das braun umbuschte Gesicht der Sonne dar und paffte blaue Wolken in die Luft.

Da ist auch der Alte schon wieder, er ist gar nicht sehr erstaunt, den Fremden hier oben zu finden, er lacht freundlich, setzt sich zu ihm, packt ein Bündel aus, das er mitgebracht hat, faltet ein rotes, großes Tuch auseinander, legt es auf den Rasen zwischen sich und dem Tauben, da liegt Brot und Käse, der gute Käse, den sie hier in der Gegend machen, den der Wanderer nun schon kennt, es ist harter, scharfer Ziegenkäse mit einer grauen Rinde, da ist auch Rauchfleisch, gut durchwachsen, und der Bauer lacht und deutet auf das gute Essen und sagt: greif zu, greif zu, greif zu. Er sagt immer alles dreimal, mindestens dreimal, so lebhaft spricht er, und wenn er einmal ja sagt, dann tut er es nicht unter fünfmal. Si si si si si, sagt er dann, und jedes si betont er anders. Er zieht ein Messer aus der Hosentasche, und der Fremde zieht auch ein Messer, aber da greift der Bauer erst einmal zu der großen Feldflasche, einer von diesen sonderbar geformten Feldflaschen, die sie da unten im

Süden haben, die oben einen Korken haben und an der Seite einen kleinen Schnabel mit einer ganz kleinen, bleistiftdicken Öffnung, der Bauer zieht den Korken heraus, hebt die Flasche hoch und lacht, und der Wanderer kennt das, er hebt den Kopf hoch und öffnet weit den Mund, die Hand des Alten beschreibt einen Bogen mit der Feldflasche, ein roter dünner Strahl spritzt heraus, und er trifft den Wanderer mitten in den Mund, und der Wanderer, der jetzt kein Wanderer mehr ist, sondern ein Trinker und Esser, der im Grase sitzt und den Kopf hebt, der Wanderer trinkt. Die Hand des Alten schnappt zurück, kein Tropfen ist verlorengegangen, kein einziger Tropfen ist auf das Gesicht oder den Rock seines Gastes gespritzt, und nun will er sich selbst den gleichen Dienst erweisen. Da aber greift der andere, der Braunbärtige, nach der Flasche, der Bauer läßt sie ihm, und nun gibt der Wanderer dem alten Mann auf die gleiche Weise zu trinken: ein roter, dünner Strahl weit durch die Luft in den offenen Mund, und die Hand schnappt zurück, als der Bauer einen Finger hebt, und stellt die Flasche in das Gras. Nun essen sie, es schmeckt großartig. Der Alte spricht unaufhörlich, der Fremde sieht ihm auf den Mund, versucht an den Lippenbewegungen des anderen zu erkennen, was er sagt, muß aber

immer wieder bedauernd die Achseln zucken und den Kopf schütteln und zu verstehen geben, daß er nichts verstehe. Der Alte spricht die Mundart des Gebirges hier, und der Wanderer ist nicht von hier, ist von weit her, er versteht die Sprache nicht.

Aber schließlich merkt er, daß der Alte ihn etwas fragt, er deutet auf seinen Gast — denn so kann man den Wanderer doch nennen, der hier in des Weißhaarigen Weinberg sitzt, sein Brot und seinen Käse ißt und seinen Wein trinkt — er deutet ihm also auf die Ohren und den Mund und fragt, fragt. Der Wanderer glaubt schließlich zu verstehen, was er meint, er nickt, dann nimmt er seinen Stock, bohrt ein Loch in den Boden, ein kleines Loch, kaum groß genug, daß eine Männerfaust hineinpaßt. Dann bricht er den Halm einer starken Pflanze ab, einer Blume, die mit großen, weißen Dolden blüht, und teilt den Stiel in kurze Stücke, jedes etwa einen Zoll lang. Er hebt eines dieser Stücke hoch, deutet auf dieses kurze Stück eines Blumenhalms, deutet dann auf sich, wiederholt das immer wieder, bis der Alte nickt und versteht, daß der Halm ihn, den Braunbärtigen, darstellen soll. Der legt den Halm in das Loch, aufrecht an den Rand gelehnt, legt auch die fünf anderen Stücke in gleicher Weise in das Loch,

sieht sich um, steht schwerfällig auf, holt einen faustgroßen Stein, geht auf einmal gebückt und traurig, es ist, als sei er kleiner geworden, sein Gesicht ist verschlossen im Gram der Erinnerung, er setzt sich wieder hin, hebt die Hand hoch, in der er den Stein hält, die Hand fällt sausend herunter, er zischt, macht mit dem Munde ein zischendes Geräusch, der Stein schlägt dicht neben das Loch, der Fremde knallt dumpf mit den stummen Lippen, beide Hände sind in dem Loch, sie fahren wieder hoch, fahren auseinander, er macht das ein paarmal, dann zeigt er auf sich, faßt einen der Halme mit der linken Hand, führt ihn im großen Bogen durch die Luft und läßt ihn fallen, gibt ihm noch eine Drehung, so daß der Halm ein paarmal um sich selbst wir-belt und dann weit von dem Trichter, von dem Granattrichter, niederfällt, in dem der Wanderer mit seinen fünf Kameraden gehockt hat. Und dann legt er die rechte Seite seines Kopfes in die rechte Hand, schließt die Augen, als schlafe er. Und dann schüttelt er den Kopf und nickt und zuckt die Achseln, so ist es halt gekommen, sagt er damit, da kann man nichts machen, c'est la guerre.

Der Alte hat zugesehen, hat verstanden, wak-kelt traurig mit dem Kopf, oh — lá-lá, sagt er, oh — là-là, la guerre, malheur, grand mal-

heur la guerre. So spricht er, redet, als habe er ein kleines Kind vor sich, denkt, der Taubstumme verstehe ihn besser, wenn er so redet, wie man mit Kindern spricht.

Und dann gießt er ihm mit betrübtem Blick, mit wackelndem Kinn, aber mit fester Hand wieder Wein in den offenen Mund. Und der andere läßt es sich gefallen, schmatzt dann mit dem Mund und hebt bewundernd den Zeigefinger und klopft sich den Bauch. Der Alte lacht, er ist zufrieden: der da, das ist ein Weinkenner, oui, sagt er, oui oui oui, est bon, hein? Der ist gut, wie?

Aber dann gibt der Braunbärtige seinem Gastgeber die Hand, tippt sich an den Hut, wie alte Soldaten tun, tiens, sagt der Alte, tiens, mon vieux, auch er ist aufgestanden und hat soldatisch gegrüßt, aber dann stopft er ihm noch einmal die Pfeife, sich selbst auch, sie stecken sich den Knaster an, noch einen Gruß tauschen sie, und der Wanderer greift zu seinem Stock, zu dem Stock, den er sich aus Lorbeerholz geschnitten hat, und er geht die Steinstufen hinunter, er läßt den Alten hinter sich, der sieht ihm nach, geht dann wieder an seine Arbeit, wuselt im Weinberg herum, ein alter Mann, den es auch sonntags nicht zu Hause hält, und er hat nun

etwas, worüber er den ganzen Tag über mit sich selbst reden kann.

Der Wanderer aber war schon wieder auf der Straße.

Er ging und ging, er ließ die Weinberge und die Weizenfelder hinter sich, er erreichte den Waldgürtel des Berges, er trat unter die Kronen der Edelkastanien, er ging unter Buchen dahin, und die Sonne spielte in dem grünen Blättergewirr der sommerlich reichen, frischen Triebe, er stieg und stieg, er kam nun schneller höher, er war nun schon auf dem Hang des Berges, alles sproßte, alles wuchs, die Natur jubelte, weißbesternt von Blumen war der Waldboden, und als er um eine Wegecke biegen wollte, da stand ein junges Mädchen vor ihm, wie eine Waldgöttin anzusehen, flachshaarig, in kurzem und doch nicht zu kurzem Röckchen, in weißem Hemd unter dunklem Mieder, und sie trug nicht einen Ölzweig in der Hand, sie hatte einen ganzen Kranz von Ölbaumblättern im Haar. Sie war in fröhlichem Sinnen, versunken in sich selbst und in den Sommer, den Weg herabgeschritten, sie stand nun plötzlich ganz allein in dem weiten Walde dem abgerissenen, wildbärtigen, großen Mann gegenüber, und sie schrak zurück und hätte fast geschrien. Aber er sah sie an, mit ernsten Augen, großen, braunen Augen,

die nun, da er sie erschrocken sah, wie Augen eines verfolgten Hirsches waren, er trat beiseite mit einer freigebenden Gebärde. Sie blickte ihm in das Antlitz, in die Augen, sah den festverschlossenen Mund und sah wohl auch die gelbe Blume auf seinem Hut, sie schritt mit einem Kopfnicken vorbei, errötend, mit gesenkter Stirn, und blickte nach wenigen Schritten zurück, blieb stehen und blickte zurück, aber der Wanderer war schon weitergeschritten, groß, braunbärtig, sie hörte seine Schritte auf dem steinigen Pfade, hörte auch, wie er den Stock beim Wandern regelmäßig auf den Boden setzte, es war kein Waldgott, es war nur ein Mann gewesen. Aber das Mädchen bebte und wußte nicht, warum das Herz ihm so heftig klopfte, es fühlte keine Angst und keinen Schrecken mehr, und dennoch klopfte ihm das Herz so stark, daß es beide Hände darauf pressen mußte und sich an einen Baum lehnte, um nicht niederzusinken. In den Augen des Mannes war Verfolgung zu lesen gewesen, aber auch Stolz und Ruhe, eine große, männliche, entschlossene Ruhe. Das junge Weib konnte den Blick des Mannes nicht deuten, aber dieser Blick blieb ihm im Herzen haften. Und es schritt weiter, stumm, mit gesenktem Haupt, lange dauerte es, bis es wieder lächelte. Doch dieses Lächeln war tiefer, war voll Geheimnis und Ernst.

Der Mann aber schritt weiter, er machte keine Mittagspause, der Berg stand vor ihm, es galt, noch manchen Vorberg zu überwinden, er verließ den Wald, in dem uralte Eichen und zuletzt Fichten und Tannen die Herrschaft gehabt hatten, je höher er gekommen war; er trat auf die Bergwiesen hinaus, auf deren kurzem Gras Rinderherden weideten, er umging ein Bergdorf, nahe war das Felsenhaupt, spärlicher schon wuchs das Gras, Steine lagen umher, große Felsen, von Gottes Hand über die Halden verstreut, und nun trat er an eine Schlucht, tief ging es da noch einmal hinab, er stand am Rand und sah den Weg, einen schmalen, gelben Pfad im Grün der Bergwiese, sah, wie er sich bis zur Talsohle hinunterwand und sich jenseits wieder hinaufschlängelte, und drüben, unter den Felsen, da erkannte er drei Häuser, kleine, graue Häuser, die lagen einsam, weit entfernt von jeder anderen menschlichen Wohnstatt, verlassen am Rande der Schlucht; in einer schmalen Rinne war Schnee zu sehen, und über den Häusern, zweihundert Meter höher vielleicht, aber mehr nach links hin, da war eine Schafherde. Er sah lange hinüber: er stand, auf den Lorbeerstock gestützt, und betrachtete die Häuser, den Berg und die Wolken über dem Berg, die immer noch, eine einsame weiße Krone, im tiefen, tiefdunklen Blau des

Himmels schwebten, und sonst war der Himmel schon den ganzen Tag über wolkenlos, wohin er auch blicken mochte, wolkenlos und fast windstill. Es war sehr warm, doch die Schatten wurden nun schon schärfer. Es war Zeit, er hatte wohl noch drei Stunden bis zu jenem Gehöft am anderen Rande der Schlucht unter dem Felsenhaupt. Er warf sich sein Bündel über den Rükken und schritt den Pfad hinab.

Die Bäuerin stand früh wie an jedem Tag auf, versorgte die Kühe und zog dann ihr Sonntagsgewand an. Sie sagte den Eltern, daß es spät werden könne und verabschiedete sich von ihnen, indem sie ihnen zunickte, wie sie es immer tat.

Sie schritt lebhaft aus, die Luft war frisch und klar, es stand wieder Regen bevor. Um den Gipfel des Berges zog sich eine lose Kette von kleinen, weißen Wolken, es war ein seltsamer Anblick, und die Bäuerin lächelte erstaunt. Immer wieder sah sie zu den Höhen empor.

Sie kam gerade rechtzeitig in das Dorf hinunter; auf allen Fußpfaden, die von den Hängen herabführten, sah sie kleinere und größere Menschengruppen der Kirche zugehen, die etwas

außerhalb, jenseits der Häusergruppen des Ortes lag. Bertheline schloß sich drei Frauen an, die aus den Häusern bei den warmen Teichen unten traten, gerade als sie an ihnen vorübergehen wollte. Es waren die einzigen Häuser an dem Pfade, der zu dem Hof von Bertheline Maurras führte. Sie bekam es sofort zu spüren, daß sie störe, und konnte doch nicht mehr einfach weitergehen. Die Frauen warteten vor dem Hof auf dem von hier an breiteren Wege, und Bertheline sah daraus, daß der Hütejunge ihr die Wahrheit erzählt hatte. Da traten auch die Männer schon heraus, sie waren alle drei in Zivil, sie hatten es eilig gehabt, die Uniform abzulegen, und sei es auch nur für einige Tage. Jacques Maurras, ihr Schwager, sah die Bäuerin von oben vom Berg ernsthaft an und gab ihr die Hand. Sie hätten nur einige Tage Urlaub, sagte er, aber nun sei es ja nicht mehr so schlimm, bald werde er nun den Soldatenrock endgültig ausziehen können. Auch Jean und Martin Thibaud begrüßten sie, Martin war so jung, wie ihr Mann gewesen war, damals, im August 1914. Er sah jung und erschütternd ernst aus, als ständen Tränen in seiner Seele, die nicht geweint werden durften. Ihn hatte es am meisten erschüttert, daß nun endgültig wieder Frieden war, er hatte nicht glauben können, daß es vorbei sei, und bis zu-

letzt war die Furcht in ihm gewesen, daß die Deutschen sich noch einmal erheben würden. Nun glänzten seine Augen wie feuchte Glaskugeln, in die von weither Licht einfällt. Sein Vater Jean ging mit ihm und mit Maurras voraus, die Frauen folgten ihnen. Martin wurde von den beiden Männern behandelt, als sei er ebenso alt wie sie. Bertheline sah es mit Erstaunen. Die drei Frauen neben ihr waren glücklich. Sie schritten, besonnt vom Leben, über den Boden dahin, als würden sie getragen. Die schweren Füße und die schweren Gestalten waren leicht geworden im Glück der Wiederkehr ihrer Männer. Sie trugen ihre besten Kleider.

Bertheline ging einen halben Schritt seitwärts hinter Martha Maurras, von der sie gehaßt wurde, weil sie eine Fremde war und weil Henry damals ihre Schwester Eugenie Berthelinens wegen verlassen hatte. Nun war Henry tot seit vier Jahren und Bertheline saß oben auf dem Hof. Sie würde ihn erben. Eugenie aber hatte keinen Mann gefunden. Wäre sie die Witwe von oben auf dem Berg, so wäre es jetzt nicht so schwer für sie zu heiraten, trotz ihrer scharfen Junge. Das dachte Martha Maurras, und Bertheline wußte, was Martha dachte.

Sie ging neben den Frauen her, immer einen halben Schritt hinter ihnen, aber sie sah nur die

Männer an. Ihre Augen hingen an Martin Thibaud. So alt war Henry damals gewesen, in jenen glücklichen sechs Wochen.

Es war ein schwerer Kirchgang für Bertheline Maurras. Sie sah an diesem Tage Freudetränen und Tränen der Trauer. Und jedes der weinenden Gesichter der Frauen legte eine neue Last auf ihr Herz. Wie alt und verhutzelt, wie gebückt, wie häßlich war die Berlette! Und selbst sie hatte Tränen im Auge, weil ihr Mann zurückkehrte. Er war noch nicht da, die anderen spöttelten über die Berlette, jedermann wußte, wie schlecht er sie immer behandelt hatte. Jetzt würde es wohl wieder bald Prügel in der Hütte an der Bachbrücke geben. Und doch war das Gesicht des alten Weibes wie verklärt.

Überall in der Kirche nickte man sich zu, als gebe es keinen Zank, keine Feindschaft mehr, keinen Haß der alten Familien untereinander. An diesem Tag, dem ersten Sonntag nach der Unterzeichnung des Friedens, wollte man nicht sehen, was sonst den Alltag des Dorfes erfüllte. Gestern waren die Männer des Dorfes auf Urlaub gekommen, nicht alle, aber doch die meisten. Sie waren einträchtig von der Bahnstation in das enge Tal heraufgekommen, Maurras war mit Ricordeau gegangen, als seien nicht die Familien verfeindet seit dem Großvater und sie

selbst nicht seit ihrer Schulzeit. Und so hatte man noch andere Paare gesehen. Die Frauen ahnten, daß nun wohl doch manches anders werden würde im Dorf; zwar wußte keine, wie es nun werden würde, aber sie wollten abwarten.

Nun saß man in der Kirche. Die Männer waren ernst und die Frauen lächelten. Als der Pfarrer seine Gemeinde entließ, gingen sie langsam und still in das Freie hinaus, standen auf dem Platz, sprachen nicht viel, blickten von der kleinen Anhöhe aus über das Tal hin, über ihr Dorf hinweg, hörten dem Läuten der Glocken zu, und nur die Kinder spielten und lärmten wie immer. Da und dort schob sich ein Mann durch die Menge, trat zu einem anderen hin, sie nickten sich wortlos zu, standen eine Weile nebeneinander, hatten die Hände auf dem Rücken oder in den Hosentaschen, den breitkrämpigen, schwarzen Hut tief in die Stirn gedrückt, und blickten über den Ort hin, der ihre Heimat war, dem sie nun wiedergegeben waren. Viele aber waren nicht zurückgekommen. Sie sahen die grauen Häuser, winzig und arm hingedrückt am Bach oder Hang, aber g a n z e Häuser, mit Türen, mit Fenstern, ja, sogar die Dächer waren unversehrt. Die Dächer lagen windschief und altersschwach über den Mauern, genug, aber sie waren da.

Sie blickten über die Felder hin, Wege führten zwischen den Äckern, dem Korn, den Wiesen dahin, der Wind wehte in den Halmen, aber es roch nicht nach Äpfeln, und was dort vor dem Winde hertrieb, das war eine Staubwolke und kein Gas. Gräben waren da, aber sie waren nicht zur Wohnung für Menschen gedacht, sie dienten dazu, wozu Gräben dienen, seit man Gräben zieht: damit Wasser darin gluckere und Blumen an ihrem Rande blühten. Oder sie sahen zu dem Steinhaupt des Berges hinauf, unter dessen Gewalt dieses Dorfes seit Jahrhunderten lebte. Die Menschen hatten sich geändert, die Berlette war noch gebückter als früher, die schöne Martha Ricordeau hatte tiefe Falten im Gesicht. Auch war im Dorf ein neuer Zaun um den Hof von Almoine. Aber der Berg hatte sich nicht geändert, er war, wie er gewesen war, steinerne Ruhe, starrende Hänge, gewaltiges Haupt. Es war ihr Berg, der Hüter ihrer Kindheit, unbeachtet im Lärm der Knabenspiele und in der Hitze der ersten Liebe, aber die Sehnsucht dieser mörderischen Jahre. Einmal noch den Mont-Dore sehen und den Mond und die Sterne des Mont-Dore. Nun sahen sie ihn wieder. Viele sahen ihn nicht mehr.

Langsam gingen die Menschen auseinander, Frauen und Männer gingen nun zusammen, da

ein Paar und dort ein Paar. Und zuletzt standen die Frauen allein auf dem Platz, deren Männer und Söhne nicht mehr kommen würden.

Bertheline hatte neben der Kirchentür gestanden, im Schatten des Turmvorsprunges. Sie stand immer noch da, beide Hände hinter ihrem Rücken flach an den kühlen Stein gelegt. Und sie sah die letzten Frauen gebückt davongehen. Auch diese Frauen gingen gemeinsam. Sie waren wie die Männer hier im Tal aufgewachsen, sie waren hier zu Hause. Und manche von den Ledigen unter ihnen beneidete Bertheline, daß sie die rechtmäßige Witwe eines Maurras war. Manch eines von den jungen Mädchen, Altersgenossinnen der Bäuerin von oben auf dem Berg, aber durch eine unsichtbare und darum doch feste und unüberschreitbare Mauer von ihr getrennt, manch eine von ihnen hätte lieber in Witwentrauer hier gestanden, als unbeschwert vom Schmerz um einen Gefallenen und leer nach Hause zu gehen. Guyot hatte nur noch ein Bein, und Rigaud hatte gar ein Auge und einen Arm verloren und sein Gesicht war schrecklich anzusehen; es hatte Monate gebraucht — denn er war schon vor fast zwei Jahren zurückgekehrt — bis das Dorf sich an den Anblick der Wunde gewöhnt hatte —; doch selbst die Frauen der Krüppel waren heute von neuem glücklich gewesen,

da sie den endgültigen Verlust der anderen gesehen hatten.

Bertheline aber war allein in ihrer Trauer, sie stand verlassen im Schatten der Kirche, niemand kümmerte sich um die, die nicht im Dorf geboren war, die aus dem Norden, aus der Ebene stammte und eine Fremde war, die jedermann la Flamande nannte, die Flämin, auch heute noch, obwohl sie fast ein halbes Jahrzehnt schon oben auf dem Berge wohnte. Selbst die Eltern Henrys nannten sie so, wenn sie zu anderen von ihr sprachen. Sie war ein Mädchen nach Alter und Gestalt, sie war im März zweiundzwanzig Jahre alt geworden. Aber Henry war seit vier Jahren tot, zwei Tage vor seinem ersten Urlaub hatte ihn eine Granate zerrissen, und Bertheline lebte oben in der Einsamkeit mit den alten Eltern des Gefallenen.

Sie ging als letzte der Frauen in das Dorf hinein, erledigte die notwendigen Besorgungen, kaufte Zucker, Kaffee, Salz und für den alten Mann ein Paket Tabak, sie bezahlte und sprach mechanisch, was von ihr verlangt wurde, und verließ den Ort. Sie vermied den Hof ihres Schwagers, erreichte hinter den warmen Teichen wieder den Fußpfad und stieg nun den steilen Weg hinan. Sie ging langsam, sie setzte ohne Willen einen Fuß vor den anderen und schließ-

lich sank sie in das Heidekraut am Wege. Sie weinte lange, sie schrie den Namen ihres gefallenen Mannes in die Erde hinein, sie griff mit beiden Händen in die starren Pflanzen, preßte die bebenden Lippen auf die harten Stengel und fühlte nicht den bitteren Geschmack des braunen Krautes auf der Zunge. Tief im Herzen fühlte sie dabei die unverständige, die sinnlose Hoffnung, daß jemand des Weges kommen werde, sie aufheben und trösten und sie tiefer in das Gebüsch tragen werde. Sie wollte die Arme um seinen Hals legen und sich vom Glück durchschauern lassen, daß einer da war, der mit ihr sprach, der ihr Haar küßte — denn es war schwer, im Sommer dieses ersten Jahres nach dem großen Gewitter zu stehen und unfruchtbar zu sein bei gesunder Seele und gesundem Leibe. Bertheline hatte die Augen der Frauen gesehen, die tränengefüllte Einsamkeit der Verlassenen, und sie, die einmal, vor langer, langer Zeit glücklich gewesen war, hatte zu erkennen vermocht, warum es aus den Augen der anderen so tierhaft zufrieden leuchtete, warum ihr Blick diesen feuchten Glanz hatte und warum es darin zugleich so verwundert und gerührt lächelte.

Die junge Bäuerin lag im braunen Heidekraut, niemand fand den Weg auf den einsamen Berg hinauf, aus dem Tale dröhnten die Böller-

schüsse des Dorffestes, und die Glocken der Kirche sandten festliche Tonwellen über die Wiesen. Rufen, Lachen und Singen waren weit hörbar in der stillen Luft. Bertheline schlief weinend ein, schon um ein kleines getröstet und befreit durch den Tränenstrom, sie schlief fest und tief, eine Beute dem Wind, der Sonne und dem Duft des Sommers, sie schlief lange, die Wangen röteten sich unter einem lächelnden Traum von neuem Leben. Sie erwachte nach Stunden, setzte sich auf, sie erhob sich und ging nun den Weg nach Hause weiter hinauf. Es fiel ihr ein, daß es gut sein würde, den Jungen aufzusuchen, der weiter oben, dicht unter dem Absturz der Felsen, die Schafe hütete. Sie fand ihn neben dem Stall, lang ausgestreckt in dem mageren, kurzen Grase der Berge, er schlief. Sie weckte ihn und schenkte ihm ein wenig von dem gekauften Zucker, und der arme, blödsinnige Kerl riß erstaunt die Augen auf, strich sich die verfilzten Haare aus dem Gesicht und lachte laut auf vor Freude. Er sprang auf und klatschte in die Hände und hüpfte dabei von einem Bein auf das andere, von Wonne durchschauert, weil die Frau gut zu ihm war.

Die Bäuerin setzte sich zu ihm, und die beiden aßen einträchtig ihr Mittagbrot, sie tranken Wasser aus der Quelle neben dem Schafstall,

dann gingen sie gemeinsam durch die große Herde, besahen die Tiere, besprachen, was not tat, sie wählten auch einen jungen Hammel aus, der geschlachtet werden sollte, denn man brauchte wieder Fleisch auf dem Hof, und die Bäuerin versprach, ihn am nächsten Tage selbst abzuholen. Der Junge lachte wieder laut, er lachte unverständig und selig, als er das hörte, und begleitete die Frau noch ein langes Stück auf dem Wege, so lange, bis sie ihn mit ein paar Worten zurückschickte. Gehorsam wandte er ihr sofort den Rücken und lief unbeholfen und schlaksig zu seinen Schafen zurück. Seine beiden Hunde bellten ihm schon von weitem freudig entgegen.

Und nun schritt die Bäuerin den Wiesenhang zum Hof hinab, der hart am Rande des Abfalls zum Tal einsam auf der Halde lag. Es war schon später Nachmittag geworden, und es war Zeit, nach Hause zu kommen. Bertheline ging durch den Lärchenwald, die Bäume standen in dünner Gesellschaft beieinander, seltsam zerzaust, wie dicke Stangen, die lange abgestorben gewesen und nun neu zum Leben erwacht sind und da und dort, ohne Ebenmaß und rechte Verteilung, große, grüne Büschel angesetzt haben. Am Rande des Wäldchens standen Birken und auch einige Tannen, und am Wasser wuchsen Erlen. Dort

wucherte auch reiches Unterholz, dort, wo der kleine, künstliche Teich war. Sie eilte nun schneller heim, trat auf den Hof, auf dem die beiden Alten werkelten, ihr Mut war in den letzten Stunden ständig gewachsen und als sie die vorwurfsvolle Geschäftigkeit der beiden gebeugten, arbeitsgewohnten Rücken sah, da blitzte wieder der Lebensmut in ihren Augen, ihre Stimme schallte hell zwischen den kleinen Gebäuden, sie schob die alten Menschlein in das Haus, warf selbst ihr Arbeitskleid wieder über, versorgte die drei Kühe, stellte dem Hund Futter vor seine Hütte und ging dann in das Haus, um mit den beiden Alten Kaffee zu trinken und vom Kirchgang zu erzählen. Der alte Maurras zog seinen rohen, hölzernen Stuhl an den Kamin, stopfte sich die Pfeife mit dem Tabak, den Bertheline mitgebracht hatte und rauchte zufrieden vor sich hin, seine Frau blieb am Tisch sitzen und trank mit Andacht den starken Kaffee, und die Bäuerin berichtete. Das Feuer flackerte und Bertheline streichelte die schnurrende Katze auf ihrem Schoß.

Da schlug draußen der Hund an. Sie horchten verwundert. Das Bellen ließ nicht nach, es klang drohend und bösartig. Es mußte ein Fremder sein. Die Bäuerin stand auf und ging hinaus.

Der Hund warf sich an der Kette hin und her, er drohte und knurrte und keuchte, er war zur Wache da, zum Schutz des Hauses, er bellte und jaulte und tobte, es war ungeheuer wichtig, zu bellen und an der Kette zu reißen und seine Stimme zu zeigen, mochte er nur kommen, der, der ...! Als er die Bäuerin sah, verstummte er, fauchte nur noch leise und bösartig, so drohend, wie es ihm nur möglich war. Er hatte den Kopf zur Ecke des Hauses gewandt, zog tief die Luft ein, und dann knurrte er jedesmal von neuem. Jawohl, wir sind da, wir, der Hund vom Hof.

Bertheline ging an ihm vorüber, auf die Hausecke zu, tat einen Schritt um das Haus herum. Da stand der Mann vor ihr.

Sie erbebte. Der Mann stand ruhig, groß, schweigend. Er trug ein Bündel an einem schmalen Riemen über die Schulter geworfen, er hatte einen alten Hut auf, eine abgeschabte braune Jacke an, sein graues Hemd hatte keinen Kragen.

Die Sonne stand tief am Horizont. Draußen in der Ebene lagen dunstige Schleier über den Feldern, die Wälder darüber standen schwarz in der beginnenden Dämmerung, hier oben auf dem Berg war es schon kalt, aber noch hell und das Licht war klar. Die beiden Menschen blickten sich an.

Er hatte unterhalb des Hofes den Pfad erreicht, der vom Dorf heraufführte, und war dem Hof von Osten genaht. Sein Gesicht, der untergehenden Sonne zugewandt, war rötlich bestrahlt.

Der Wanderer hatte einen alten, verwetterten Hut über braunem Haar, sein Gesicht war wild umrahmt von braunem, dichtem Gestrüpp. Seine Augen blinzelten gegen die Sonne.

Bertheline stand mit schweren Gliedern. Der Mann war gekommen. Er stand auf ihrem Hof und sah sie an, ein staunendes Fragen brach aus seinem Blick. Sie konnte die Augen nicht von diesem Antlitz wenden, die Arme sanken ihr herab, sie stand unbeholfen, ihr schmales Gesicht, die klare Stirn, der herbe, in früher Bitternis fest geschlossene Mund boten sich, umrahmt von goldenem Haarkranz, dem Fremden dar.

Sie stand vor der Sonne, die in der Ebene rötlich versank. Die Sonne legte einen hellen Kranz um das Haar der Bäuerin. Sie stammte aus der Ebene, weit aus dem Norden, aus Belgien. Die Sonne umrahmte ihr blondes Haupt mit goldenem Schein; an den Rändern, dort, wo das Licht das Haar durchbrechen konnte, flammte es zart und rot und gold. Umkränztes Haupt des Berges und des Mädchens. Der Wanderer nahm langsam und demütig den Hut ab, grüßte und

sagte mit Gebärden, er sei taub und stumm, und fragte dann mit Gebärden etwas, was Berthe-line nicht verstand, denn sie war von immer tiefer brennender Glut überfallen worden.

Der Mann war zu ihr gekommen; vier Jahre nach dem Tode dessen, von dem sie bisher geglaubt hatte, sie werde ihn nie vergessen, war ein Mann vor sie hingetreten. Er war am Abend gekommen, von fern her, der Hund hatte ihn gemeldet. Aber der Mann war ein Krüppel, er hörte nicht und sprach nicht. Er stand immer noch vor ihr, der Mann, er sah sie an, seine Augen starrten, er war betroffen, und er drehte atemlos den Hut in seiner Hand, er schämte sich, da stand ein Mädchen vor ihm, sie war flachsblond, ihre Stirn war von der Sonne überglänzt, rosig überhaucht vom Widerschein der dunkleren Glut der Abendsonne, er stand als Bettler da und machte Gebärden, er war nicht mehr ruhig, sein Mund stand ein wenig offen, er merkte es nicht, was wollte er denn, er stand hier am Abend und begehrte ein Nachtlager und wollte morgen weiterwandern, er sah nicht die Ratlosigkeit, die Starre, die frauliche Herbheit in dem Gesicht vor ihm, hier stand ein Bauernmädchen vor ihm, sie war blond, blond, Herrgott, wo war er denn, er war doch in Frankreich, mitten in Frankreich, wo war er denn, narrte ihn der Abend, war er

schon so weit, daß er nicht wußte, wann er träumte oder wachte, da stand ein Traumbild vor ihm, umkränzt von Gold, mit Mühe hielt er sich zurück, er führte den Hut an die Lippen, er biß hinein in den verräucherten Filz, ja, er stand noch auf der Erde, da stand ein Bauernmädchen vor ihm und er, er machte Gebärden, er deutete auf seinen Mund, seine Ohren, deutete dann auf den Stall, ob er da schlafen könne, er wolle arbeiten, ob er Essen haben könne, er stand und bettelte mit stummem Munde, und sie starrte ihn an mit blassem Gesicht und sagte kein Wort.

Doch Bertheline Maurras faßte sich. Sie senkte ihr Haupt in der Ahnung eines trüben Schicksals, trat einen Schritt zur Seite und forderte den Wanderer auf, ihr vorauszugehen. Sie führte ihn in das Haus, die Schwiegereltern standen in der Tür, denn sie waren neugierig zu erfahren, wer sich zu ihnen auf den Berg verirrt haben könnte. Sie zeigten keine sonderliche Überraschung darüber, daß es ein Bettler war. Wer anderes hätte um diese Zeit zu ihnen finden sollen. Der Mann sah die beiden an, die alte, rundliche, tief gebückte Frau an einem Krückstock, die ein Kopftuch trug, das ihr Gesicht fast ganz verdeckte; aber unter dem Tuch blitzten zwei schwarze, scharfe, lustige Augen hervor. Und neben ihr stand ihr Mann, eine Wolke weißen Haares um

den runden, harten Bauernschädel, buschige, weiße Augenbrauen über großen, starren, hervortretenden Augen, eine lange magere Nase und darunter ein Schnauzbart, weiß, stachlig, ein Clémenceau-Bart. Und wie der alte Tiger Clémenceau stand der Bauer auf der Tür seines Hauses und glotzte den Fremden an. Aber er ließ ihn eintreten, er machte ihm Platz, und der Mann sah, daß es ein recht wackliger Tiger war, ein Talmi-Tiger, ein alter Knochen, gut genug, in der Tür zu stehen oder am Kamin zu hocken und eine Pfeife zu schmauchen. Die alte Frau bedauerte den Mann herzlich, als sie sein Gebrechen erkannt hatte, sie ließ ihn Platz nehmen und bereitete ohne Hast eine einfache Speise für ihn, indessen er stumm und regungslos im Dunklen saß.

Bertheline war hinausgegangen. Auf einem Bauernhof gibt es auch an einem Sonntagabend viel zu tun für die Bäuerin. Sie hatte wohl draußen zu arbeiten. Sie trat erst wieder in die Stube, als der Fremde sich im Kuhstall niedergelegt hatte, in dem Bretterverschlag, in dem der Hütejunge schlief, wenn er im Winter auf dem Hof war. Die alte Frau sah das blasse, herb verschlossene Gesicht ihrer Schwiegertochter, sie wollte etwas sagen, blickte Bertheline noch einmal in das Antlitz und schwieg.

Der Mann war am nächsten Morgen nicht weitergewandert; er mußte ja zahlen für das Nachtquartier, für das Lager im Kuhstall, in dem Holzverschlag. Auch am nächsten Tag gab sich keine Gelegenheit, das Bündel zusammenzuschnüren, über die Schulter zu werfen, die Finger an die Hutbaracke zu legen und davonzustapfen, es war so viel zu tun auf dem Hof, einmal dies, ein andermal jenes. Die Leute waren freundlich, der alte Knochen, der weißhaarige alte Zwerg hatte ihm sogar schon einen Schnaps gegeben, heimlich, mit Blicken nach links und nach rechts, er dachte wohl, die Frauen könnten keifen, weil er dem Wanderer ein Gläschen spendierte (und sich selbst zwei und ein drittes hintendrauf zum Beschluß und dann noch einen Schluck direkt aus der Flasche) er war vorsichtig und stolperte dann eilig davon, sah sich noch einmal um, grinste verschmitzt, est bon, hein? sagte er, und der Wanderer lüpfte den Hut, das Filzwrack, in dem jetzt keine Butterblume steckte, sondern eine blaue Blume, eine Bergblume, wie sie hier wuchsen.

Es war nicht gut möglich gewesen, Abschied zu nehmen, er hatte Holz spalten müssen und ein paar Latten im Zaun des Gemüsegartens ersetzt, hatte den Kühen eine neue Futterkrippe gemacht, und so ging es also nicht, war nicht mög-

lich, weiter zu wandern. Kein ordentlicher Mann läuft von der Arbeit weg.

Da waren außerdem auch zwei blaue Augen, da war ein Mädchen mit blondem Haar und roten Lippen, Lippen, die lachen und erstaunlich schnell sprechen konnten. Und da waren zwei junge Brüste unter einem sauberen, blitzsauberen Leinenhemd, oberhalb des Mieders, man sah eine leichte Rundung, wenn sie sich einmal dehnte oder die Arme hob, und man sah scheu und ein wenig andächtig hin und blickte gleich wieder fort, man war nun seit Wochen unterwegs, taubstumm, eine Last den Menschen, bemitleidet, bestaunt, mißtrauisch angegafft, und blondes Haar, das die Sonne bekränzt mit Gold, das hatte man schon seit Menschengedenken nicht mehr erlebt, gesehen oder gar — aber daran durfte man nicht denken.

Und dachte doch daran und träumte davon und bekam einen weichen Zug um den Mund, und man merkte, daß Sehnsucht, daß Herzklopfen und jenes leichte Zittern in den Knien nicht das Vorrecht der Grünschnäbel ist, daß auch ein ausgewachsener Mann auf dem Strohlager sich herumwälzen und sich die Lippen blutig beißen kann.

Am dritten Tage also war der Wanderer auch noch nicht weitergewandert. Das Haupt des Berges, das lang erstrebte, hob sich unberührt noch

immer in den Himmel hinauf, ohne Wolkenkranz, den Kranz legte die Sonne um ein anderes Haupt, um ein liebliches, zartes, aber starr und steinern regierte immer noch der schroffe Fels über der Welt und war ein Trost für den Mann. Ruhig, starr, fest sei das Herz des Mannes wie das Felsenhaupt da oben. Stürme donnern um Berge, Brände schwelen im Herzen, aber gewachsener Stein und gewachsener Wille ragen, wenn Stürme und Brände ausgetobt haben, wieder ruhig und klar in den Tag.

Am Abend des dritten Tages begann es zu regnen, es strömte rauschend aus dicken Wolken die ganze Nacht hindurch; erst tröpfelte es, dann rieselte es in feinem Strahl an fünf, sechs Stellen durch das Dach des Kuhstalles. Der Mann lag auf dem Strohlager, die Kühe muhten im Schlaf, es war warm, und draußen strömte der Regen. Er fand keine Ruhe, und als er sah, wie schlecht das Dach war, da wußte er, daß er nun noch viele Tage hier auf dem Berge bleiben würde. Er lächelte und schlief ein.

Am Morgen, als die Sonne kam, trat er hinaus vor den Hof, erstaunt, es hatte in der Nacht gerauscht, als wolle es nun Tage und Tage so weiter regnen. Aber früh schon war es funkelnd und blitzend durch die Spalten und Risse in der Mauer und im Dach gedrungen, und breit bra-

chen Ströme von Licht durch die trüben Fenster des Stalles. Er trat also hinaus vor den Hof, er stand und rang nach Fassung.

Zu seinen Füßen hörte er es rauschen, zu seinen Füßen brodelte und wallte es, ein Meer von grauen Schleiern wallte dort, wo sonst das Tal lag, eine Decke von Dampf, von Nebeln wogte unter ihm, er aber, er stand über der Welt, das Haupt des Berges, schwarz gegen die Morgensonne, ragte aus dem Urdampf empor, er blickte hinüber zu fernen Inseln, zu den Kuppen und Spitzen der anderen Höhen, die sich gleich dem großen Bruder aus den Nebeln hoben, vom Licht des Tages beglänzt, das weiß und grell die obersten Schleier durchdrang, so daß sie durchsichtig und gläsern über dem grauen Meer der Regenwolken schwebten.

Der Mann stammte aus der Ebene, zum erstenmal geschah es ihm, daß er über den Wolken stand, er stieß einen dumpfen Laut aus, der Taubstumme, er hob die Arme, so etwas kann einem widerfahren in dieser Welt, im dreißigsten Jahr eines Lebens.

Das Gesicht des Mannes war überglänzt wie von einer neuen Erkenntnis. Noch oft an diesem Tage unterbrach er seine Arbeit, ging vor die Häuser des Hofes hinaus und sah den ungeheuren Felsenhang über seinem Haupte beglänzt

von der Sonne, sah das Nebelmeer, das die Täler und die Ebene, die Welt verbarg, und er, er stand über dem Dampf der Schöpfung. —

Am Morgen war er in das Wohnhaus hineingegangen, um der Bäuerin zu erklären, daß er das Dach des Stalles ausbessern wolle, denn es tue not. Doch er sah neben dem Herd auf dem Boden Wasserpfützen, und überall standen Blechgefäße und Tonschüsseln, auf dem Boden, auf den Schränken, und es tropfte in die Schüsseln von der Stubendecke herunter. Es rieselte nicht mehr, denn der Regen war ja vorüber, aber es tropfte noch. Er lachte stumm und faßte die Bäuerin, die am Herd stand, an der Hand, er hatte wirklich den Mut, sie anzurühren, er deutete auf die Schäden, er hatte die Hand schon wieder losgelassen — er führte Bertheline auf den Hof, zeigte auf das Dach hinauf und sagte mit allerlei Gebärden, er wolle es ausbessern.

Sie verstand ihn sofort, holte den Alten herbei und sprach mit ihm, es gab eine lange Beratung, und Maurras, der Vater, führte den Fremden zu einer Leiter, die auf dem Heuboden über dem Kuhstall lag. Gemeinsam hoben sie zu dritt das lange Ungetüm auf den Erdboden herab, aber es fehlte fast ein Drittel der Sprossen, und ein anderes Drittel des Restes war angefault. Der Mann verlangte eine Axt. Er hatte

klare Gebärden, und die Verständigung gelang fast immer so schnell, als spreche er zu ihnen. Besonders Bertheline verstand ihn rasch. Sie brachte ihm das Verlangte, aber die Schneide war stumpf, das Eisen rostig, der Stiel stak wacklig in der Fassung. Der Mann schüttelte den Kopf und fragte nach einem Schleifstein. Wieder begriff die Bäuerin sofort, was er wollte, es war, als lese sie ihm die Gedanken vom Gesicht, sie war freudig und tätig. Sie führte ihn um das Haus herum auf den Holzplatz, da stand ein Schleifstein mühselig auf drei Beinen, das vierte fehlte. Der Wasserkasten war verfault, eine Seitenwand fehlte ganz.

Aber der Mann ging an das Werk. Er verschaffte sich Hammer und Zange und Nägel und eine Handsäge (es war alles da, nur war alles ungepflegt), er sägte und paßte zusammen und sägte weiter, er hatte sich den Mund voller Nägel gesteckt, sie ragten wie die Stacheln eines Igels aus dem braunen Bartgestrüpp hervor, er setzte sich rittlings auf einen alten Balken, der auf dem Hof herumlag, er hatte sich hinaufgesetzt, nicht ohne den Kopf zu schütteln: was hat der Balken hier zu suchen, hier auf der Erde, in der Nässe, im Freien? Aber er saß auf dem Balken, paßte die Bretter zusammen, holte einen Nagel nach dem andern aus dem Mund, häm-

merte und schlug zu, und als der Mund leer war, da war der Wasserkasten fertig, er hielt, es genügte, es war kein Mahagonikästchen, war nicht gefugt und geleimt, war einfach zusammengenagelt, basta. In einer Stunde hatte er den Wasserkasten gebaut, den Schleifstein auf eine neue Achse gesetzt, das Ganze auf vier Füße gestellt, und nun machte er noch eine Kurbel und dann bat er die Bäuerin, den Stein zu drehen. Bertheline hatte, ohne ein Wort zu sagen, neben ihm gestanden, hatte mit Hand angelegt, wenn es notwendig war, wenn es ein Brett festzuhalten galt, hatte die Handsäge aus dem Haus geholt, als sie bemerkte, wie er sich suchend umwandte, sie war voll Eifer und Bewunderung. Und nun drehte sie den Stein mit der Kurbel. Der Mann hatte an das Ende der Achse, das über den Wasserkasten hinausragte, ein Querbrett genagelt, schmal, aber dick, hatte es versteift, hatte daran wieder ein anderes Querbrett befestigt, es hielt, es mußte es tun, und es ging, denn es war keine Zeit, nun noch das Rad und das Trittbrett zu verfertigen, es war notwendig, zuerst einmal die Axt zu schärfen. Sie drehte den Stein, der Mann drückte die Schneide gegen ihn, und als der Stein zu laufen begann, da spitzte sich der Mund des Mannes und er fing an, ein Lied zu pfeifen, er war vertieft in seine Arbeit, er pfiff

vor sich hin, er war zufrieden, er prüfte die Schneide und schliff die Axt und er sah nicht, daß die Bäuerin dunkelrot im Gesicht war, daß sie sich im Eifer an dem scharfen Stein die Hand leicht verletzt hatte, aber weiterdrehte und nicht nachließ.

Als die Axt geschliffen war, nahm der Mann die Handsäge, sägte das oberste verbrauchte Ende des Stiels ab, holte dann ein Messer aus seiner Tasche, schnitzte den Stiel der Axt zurecht, schnitt und hobelte daran herum, bis er richtig in die Öffnung der Axt paßte, er half mit dem Hammer nach, dann nahm er die Axt in die rechte Hand, in beide Hände, wog sie, nun war es eine gute, rechtschaffene, saubere Axt, er nickte der Frau zu, legte die Axt über die Schulter und ging vom Hof. Immer noch pfiff er sein Lied.

Die Frau sah ihm nach. Dann ging sie an ihre Arbeit. Aber im Kuhstall und in der Küche und erst recht im Gemüsegarten draußen vor dem Haus hörte sie das fröhliche Pfeifen. Nach einer halben Stunde schon war der Mann zurück. Er kam pfeifend auf den Hof, es wurde ihm nicht zuviel. Ein anderer hätte vielleicht gesungen oder vor sich her gebrummt, aber das konnte er ja nicht, er war ja stumm. Darum pfiff er. Unterm Arm hatte er ein Bündel gerader, dik-ker Stöcke, die er oben im Wäldchen aus dem

Unterholz geschlagen hatte. Bertheline stand in der Stube am Fenster, als er kam, sie trat bis in die Mitte des Raumes zurück, damit er sie ja nicht sehen könne, aber sie wollte wissen, was er nun beginnen würde. Hatte er denn vergessen, daß er das Dach ausbessern wollte?

Die Leiter lag immer noch auf der Erde. Der Mann rollte den großen Hackklotz vom Holzplatz zu der Leiter hin und begann, die verfaulten und die fehlenden Sprossen zu ersetzen; er kürzte die mitgebrachten Holzknüppel, spitzte sie an den Seiten an und paßte sie dann in die Sprossenlöcher. Aber er schlug sie noch nicht ein. Sie sah, daß er sie genau abmaß und daß er darauf achtete, sie alle gleich lang zu machen.

Es war eine mühselige und umständliche Arbeit. Die Bäuerin rührte sich nicht vom Fleck. War denn keine Arbeit da? Ist es solch ein faules Leben auf einem Bauernhof? Ließ sie alles stehen und liegen, um dem Braunbärtigen zuzusehen? Als ihre Schwiegermutter in das Haus kam, ließ sie sich nicht stören. Sie winkte die alte Frau herbei, zeigte hinaus und sagte, daß er nicht ungeduldig sei, daß er nicht fluche und schimpfe und nun schon lange bei dieser Arbeit sei.

Aber jetzt schien er endlich fertig zu sein, er erhob sich und reckte sich, denn das Kreuz war

ihm wohl lahm geworden vom Bücken, dann blickte er sich um, er blickte zum Haus her. Nun kam er über den Hof heran, auf die Tür zu, die beiden Frauen traten zum Herd und machten sich daran zu schaffen. Er winkte der Jungen, und sie folgte ihm hinaus. Auch der alte Maurras kam aus dem Stall, seine Frau sah von der Haustür aus zu, die beiden Männer und Bertheline paßten gemeinsam die Sprossen in die Löcher. Es war langwierig, der Mann mußte bald da eine Sprosse noch mehr anspitzen, bald dort eine andere verkürzen oder ganz auswechseln, aber dann war die Leiter fertig. Er schlug erst mit dem leichten Hammer, dann mit der flachen Seite der Axt auf die Holmen der Leiter, trieb so die Sprossen immer tiefer in die Löcher hinein, prüfte, ob alles fest und ordentlich saß, und dann hob er die Leiter hoch, er allein, hob sie mit beiden Händen hoch über den Kopf, sah sich einmal um, nun war ein stolzes Lachen in seinem Gesicht, er ging zum Haus und setzte die Leiter nieder, setzte sie in die Erde, stemmte sie hoch, lehnte sie an das Haus, zog sie unten zurück, nun lag sie oben flach auf dem Dach, er trat als erster hinauf, stieg die Sprossen hinauf, versuchte bei jeder Sprosse, ob sie auch hielt, und kam dann wieder herunter. Nun lächelte er nicht mehr, er ärgerte sich, daß er seine Befriedigung gezeigt

hatte, er machte ein gleichmütiges Gesicht. Doch da kam der alte Maurras aus dem Haus, da kam wacklig über den Hof daher Clémenceau mit einem Steinkrug und einem Schnapsglas und goß dem Mann ein, goß es voll, fragte nicht, ob die Frauen einverstanden seien. Er reichte es dem Mann und nickte. Und der nahm und hob das Glas einmal gegen das Licht, beugte sich etwas vor, setzte das volle Glas an und kippte es hinunter, bog den Kopf weit nach hinten und ließ keinen Tropfen zurück; dann gab er das Glas dem Alten wieder. Der goß auch Bertheline ein, die sah errötend zu dem Mann hin, aber dann nahm auch sie und trank. Sie blickte den Fremden an beim Trinken, lächelte, schloß die Augen nicht, verschluckte sich, mußte husten, setzte noch einmal an und trank aus. Sie sahen sich alle drei froh an, auch die alte Mutter trat herzu, gebeugt, aber lebenslustig und schnapshungrig, sie, an ihrem Krückstock; jeder trank sein Glas, nachdem er vorher den anderen zugenickt hatte.

So begann der Wanderer die Arbeit an dem Dach des Wohnhauses. Er mußte ganz von vorn anfangen, beim Bau für das Gestell eines Schleifsteins, damit er die Arbeit schleifen konnte, denn die Axt brauchte er für das Schlagen der Leitersprossen, auf denen er auf das Dach hinaufsteigen wollte.

War er nun kein Wanderer mehr? Wollte er hier hängen bleiben, hatte er nicht ein anderes Ziel für seinen Willen gehabt? Wo war die Angst, die in seinen Augen gewohnt hatte, hinter dem kraftvollen Schimmer? Und wo war die Entschlossenheit, die von Mund und Kinn zu lesen gewesen war?

Henry Maurras hatte Bertheline in Paris kennen gelernt. Die Auvergne ist ein reiches und ein armes Land, reich in den Tälern und auf den Vorhöhen, aber arm auf den Bergen. Die Söhne der Bergbauern wandern als Maurer und Handwerker, als Schäfer und Hausierer umher, bis die Zeit für sie kommt, den elterlichen Hof zu übernehmen, — die paar strohgedeckten Hütten aus Feldstein, die armseligen Bergweiden, die kleine Schafherde. Auvergnaten aber stellt man überall in Frankreich gern ein, denn man kann ihnen vertrauen, sie sind fleißig und ehrlich, sie verstehen ihr Handwerk und sie sind genügsam, wie eben Bergbauern in aller Welt sind. Aber mögen die Männer der Auvergne als Hafenarbeiter in Marseille, als Weber an den Maschinen zu Lyon oder als Mau-

rer in Paris arbeiten, sie vergessen die schneereichen Winter des Cantal nicht und auch nicht die Herbststürme, die den Mont-Dore umheulen, nicht die warmen Quellen in den Tälern der Dordogne und niemals den Frühling auf den blühenden Hängen und Halden des Hochgebirges, niemals die Fichtenwälder über den Tälern und die Schafherden auf den Matten über den Fichtenwäldern.

Henry Maurras hatte Bertheline Rouver, die Flämin, gesehen, als er sehr früh an einem Sommermorgen zur Arbeit durch die stillen Straßen eines vornehmen Viertels von Paris ging. Er hatte stehenbleiben müssen, um das Mädchen an sich vorbei in die Tür lassen zu können, auch sie hatte ihm ihr Gesicht zugewandt, hatte „danke, mein Herr" gesagt mit einer Stimme, die leise war und doch stark und fest klang und ihn überflutete wie die warmen Wellen des Baches über dem elterlchen Hof, in dem er als Kind so oft ausgebreitet gelegen hatte. Ihre Augen waren tiefblau wie die Kelche der Blume auf den Weiden am Schafstall, die jetzt wieder zahllos im kurzen Grase stehen mußten, oben, bei dem Lärchengehölz, denn im Juni begann der Enzian auf dem Mont-Dore zu blühen. Ihr Haar war goldblond wie das Haar seines älteren Bruders. Er hatte in diesen Tagen in dem heißen, rauchen-

den Paris, in seiner schmutzigen, stinkenden Herberge, beim Streit mit dem Patron und in dem ständigen Gezänk mit den Kameraden oft und oft an die stille Luft auf dem Berge gedacht, an die Klarheit der Morgenfrühe über den taubeglänzten Wiesen. Er hatte von den blonden, den braun- und schwarzhaarigen Mädchen des Heimattales geträumt, denn in den Bergen der Auvergne gibt es viele hellhaarige Menschen, ganze Familien, die blond sind und blaue Augen haben. Die Worte seines Bruders waren immer wieder vor seinem Ohr erklungen, seines Bruders, der gesagt hatte, es sei nicht richtig, die Eltern allein zu lassen, er selbst habe doch nun den Hof unten im Dorf und Henry könne doch jeden Tag den anderen oben auf dem Berge übernehmen.

Der Maurer Maurras hatte lange an der Haustür gestanden, in die das Mädchen soeben geschlüpft war, er hatte sich dann die Straße und das Haus gemerkt, hatte am Nachmittag viele Stunden vor der Tür gewartet, sie hatten sich am gleichen Tage noch kennengelernt; Bertheline war eine belgische Flämin, die hier in Paris bei einer ausländischen Familie Dienst tat.

Sechs Wochen später waren sie schon verheiratet gewesen. Der Widerhall der Schüsse von Serajewo war bis in die Stadt Paris hinein

vernehmbar gewesen, aber Maurras glaubte nicht an den Krieg, er war jung, er war einsam in der großen Stadt, es war Sommer, er sehnte sich im Wirbel, im Lärm und Dunst der Straßen nach der Stille und der klaren Luft seines Berges.

Sie heirateten in den letzten Tagen des Juli und fuhren bald darauf nach Süden, durch ein brodelndes, gärendes, flammendes Frankreich, in das soeben der Mobilmachungsbefehl hineingeschlagen hatte. Mit Mühe nur erreichten sie den Heimatort des Mannes, aus dem zu gleicher Zeit die ersten Waffenfähigen in die Kasernen abrückten. In dem einsamen Bergdorf war nichts von Begeisterung, von Deutschenhaß, von Erleichterung zu spüren, die Männer gingen stumm zum Dorf hinaus, und die Frauen und Mädchen sahen ihnen ohne Tränen, von ahnendem Grauen erfüllt, nach, ratlos bemüht zu erfassen, was ihnen drohte.

Aber die beiden Jungverheirateten vergaßen, was sie in diesen beiden Tagen in Frankreich gesehen hatten, als sie nun den Pfad zur Hütte ihrer Eltern hinaufstiegen. Sie wollten vergessen, und die Jugend ist stark, wenn sie stark sein will.

Heidekraut blühte am Wege, Fichten standen in einer Wolke von starkem Duft, rote und weiße Sterne, gelbe und rosa Blüten leuchteten im kur-

zen Grase, der blaue Kelch des Enzian strahlte geheimnisvoll in ruhigem Licht, Schafherden wanderten über die Matten, die Sommerluft flimmerte über dem Gestein, und hoch reckte sich das Felsenhaupt des Berges in den ewigen Himmel hinein.

Die deutschen Heere besetzten Belgien, und Bertheline erhielt keine Antwort auf den Brief an ihre Eltern, in dem sie ihnen von ihrer neuen Heimat erzählt hatte. Die fremden Armeen strömten nach Frankreich hinein, der Donner der Schlachten war auf den Bergwiesen des Mont-Dore, im Lärchenwäldchen am Bach, in den Lagerstätten der Liebe im Heidekraut oder auf dem Heuboden des Schafstalles nicht vernehmbar, aber in den angstvollen Träumen der kurzen Nachtstunden glaubten sie das Weinen der Frauen des Dorfes zu hören, deren Männer gefallen waren. Der ältere Maurras hatte eine Karte aus Lothringen gesandt, auf der seltsame Worte zu lesen waren, die die Liebenden nur halb verstanden; drohend erhob sich das furchtbare Haupt mit den glanzlosen, starrenden Augen über das Lager der beiden, die aus qualvollem Schlaf auffuhren und sich ineinander verklammerten in dem rasenden Begehren, den anderen an sich zu schmieden und ihn nie mehr zu verlieren.

Henry Maurras hatte die Nachricht bekommen, daß er sich zu stellen habe wie die übrigen Altersgenossen auch. Das Mädchen Bertheline, fast ein Kind noch, lernte es in wenigen Tagen, daß es zu Zeiten die Aufgabe der Frau ist, die zu trösten und aufzurichten, die sie bis dahin als die Starken angesehen hatte. Sie nahm die Verzweiflung, die Todesangst, die Verbissenheit eines Mannes in ihren jungen Schoß auf, sie fühlte das bittere Verlangen nach dem Leben, die Sehnsucht nach Glück in den atemsaugenden Umarmungen des jungen Bauern, der heimgekehrt war zu den heiligen Stätten seiner Kindheit und sie nun eintauschen sollte gegen das Feld des Todes. Bertheline gab sich wahllos hin mit zuckenden, schmerzverzerrten Lippen und bebenden Flanken, ihre Arme schlangen sich um den Hals des Mannes, der sich an ihrem Munde festbiß und an ihrem Ohre maßlos weinte, dessen Herz sie zwischen ihren Brüsten in jagenden Stößen schlagen hörte.

Immer wieder wurden die beiden Menschen von einer fressenden Lebensgier überfallen, der Mann von dem maßlosen Wunsche, sich im Herzen, im Leibe der Frau zu verstecken, in sie einzudringen und darin zu wohnen und vor der Welt, vor dem Grauen in der Welt zu fliehen — die Frau aber öffnete Herz und Leib und Arme,

um den Schutzsuchenden in sich aufzunehmen, ihn in sich zu bergen und ihn für die Ewigkeit dieses Lebens in sich zu bewahren. Aber schon begann sie zu ahnen, daß alles, was sie von ihm behalten würde, die Erinnerung sein würde und die Spur seiner Küsse auf ihrem Leibe.

Erst nach Monaten, als Henry die Regen-, Schnee und Frostnächte des Winterfeldzuges erlitt und Bertheline ruhelos auf ihrem Strohlager in der Berghütte den Stürmen lauschte, die von den Felsenhäuptern der Steinriesen herunterheulten, erst viel später erkannten beide, daß sie sich dann am nächsten gewesen waren, wenn sie einmal nebeneinander im Grase gesessen und über das Tal hinweggeblickt hatten, in dem unten das Dörfchen lag, oder wenn sie zu zweit an einer gemeinsamen Arbeit gewesen waren und jeder des anderen Gegenwart gespürt hatte, ohne daß es darüber zu Worten und Gebärden, ja auch nur zu Gedanken gekommen wäre.

Als Maurras dann einrücken mußte, hatte er seine junge Frau durch sein festes, gelassenes Wesen und sein ruhiges Auge getröstet, denn nun war sie, die ihn bis dahin oft genug mütterlich hatte aufrichten müssen, die Trostlose gewesen.

Im April 1915, als Bertheline ihrem ersten Kinde das Leben schenken sollte, erhielt sie die Nachricht, daß Henry gefallen war. Der Sohn

starb in der Geburt, und wenig hatte gefehlt, daß die Mutter ihm gefolgt wäre. Aber Bauernblut ist stark und gesund. Auch Bertheline war ja aus Bauernstamm. Ihre Welt war untergegangen, aber die Jahre schwangen weiter im Kreislauf des Lebendigen. Dem Winter folgte der Frühling und ging unter im Sommer, der sich im Herbst verlor, Schneestürme brausten um die Felsenwände, die Lärchen verloren ihre Nadeln und setzten neues Grün an, die blauen Kelche der von Henry Maurras so geliebten Blume des Berges leuchteten im Grase und vergingen, ein zweiter und ein dritter Herbst kam mit dichten Morgennebeln und mit klaren Sonnennachmittagen aus dem Norden in die Berge, und Bertheline mußte erkennen, daß es nicht genügte, die Frau eines toten Mannes und sei es selbst eines Gefallenen des Krieges zu sein, daß es auch nicht genügte, als Mutter eines toten Kindes zu leben. Die Vereinsamte hatte die Schreie ihrer Kehle gewaltsam erstickt, doch auch das stumme Würgen im Halse ließ nach, und eines Tages sah sie sich leer und ohne Hoffnung, und die Erinnerung an das verlorene Glück war nicht mehr schmerzhaft, sie war süß und eine Wollust ihrer Seele.

Aber sie war zu jung und zu gesund, um sich in der Erinnerung zu verlieren, sie war voll Unruhe und Lebenssehnsucht, sie hatte vom Wein

der Weine getrunken und war entschlossen, noch einmal zu beginnen und noch einmal alles zu wagen.

Und als sie am Tage der Feier der Unterzeichnung des Friedens aus dem Kirchdorf in ihr Haus zurückging, war es nicht mehr die Trauer um den endgültig Verlorenen, sondern die Sehnsucht nach neuem Glück, die sie in Tränen am Wege niedersinken ließ.

Am Abend dieses Tages war der Mann auf ihren Hof gekommen. Bettler waren selten oben auf dem Berg, und doch verirrte sich dann und wann einmal ein Wanderer, ein Landstreicher, ein fahrender Hausierer zu ihnen. Das war es nicht, was die junge Bäuerin hatte erbeben lassen.

Um das Gesicht, von braunem Haargestrüpp umrahmt, war eine Ahnung von Gefahr gewesen; in den braunen Augen des Mannes war ein vorsichtiges Fragen, ein Spähen, ein Abwarten gewesen, obwohl die Augen gut blickten und voll Kraft waren. Sie hatte seine Schultern gesehen, in denen geduckter Argwohn gelauert hatte. Er war polternd und schwer in die Tür getreten, aber ihr war gewesen, als horche der Taubstumme nach geheimen Lauten, nach Anzeichen einer Gefahr.

Und so ruhig er sich am Tage gab, er war stets gespannt, als halte er alle Kräfte bereit, um auf das leiseste Anzeichen hin zu handeln; er war wie einer, der auf der Flucht ist, aber auf keinen Fall zu erkennen geben will, daß es so ist.

Vier Tage lang war der Fremde nun schon auf dem Hof, er arbeitete dies und arbeitete das, er hatte Geschick in allem, was er anfaßte, und der alte Maurras sah ebensogut wie Bertheline, daß er mit Hammer und Säge, mit Beil und Zange und jedem Handwerkszeug umzugehen wußte. Er arbeitete mit jener unauffälligen und bedachtsamen Sicherheit, die jedem Fachmann in seiner Arbeit zu eigen ist, und er hatte in diesen wenigen Tagen die Tür zum Kuhstall, die schon seit Monaten nicht mehr richtig geschlossen hatte, wieder ordentlich in die Angeln gehängt; er hatte die schadhafte Holzröhre ersetzt, die das Trinkwasser für die Kühe in den Steintrog vor dem Stall leitete, und den Zaun um den Gemüsegarten erneuert, hatte soeben in der Dämmerung die Hundehütte auf vier große Steine gestellt, als er sah, daß das Regenwasser in die Hütte lief — er hatte nicht im geringsten darauf geachtet, daß er selbst dabei

völlig durchnäßt wurde, denn es hatte am Abend wieder zu regnen angefangen. Nun saß er in dem großen Wohnraum in der Nähe des Kamins und trocknete seine Kleider. Aber dieser Mann konnte nicht ohne Arbeit sein; er hatte sich eine Handsäge, zwei Hämmer und anderes Handwerkszeug mitgebracht und besserte die Geräte aus, die lange unbenutzt gewesen waren.

Bertheline saß auf der Bank vor ihrem Bett, das neben der Tür stand. Sie saß beinahe im Dunklen.

Sie war müde und wollte schlafen gehen. Aber solange der Mann dort am Kamin saß, mußte sie wohl warten. Man konnte ihn nicht hinausweisen, denn seine Kleider waren naß, und es war nur recht und billig, daß man ihm Zeit ließ, die Kleider zu trocknen. Es war zwar Sommer, aber am Abend war es kalt in dieser Höhe.

Draußen rauschte unablässig der Regen, es tropfte da und dort durch das undichte Dach. Hier am Kamin, vor dem flackernden Feuer saß auf einem niedrigen Holzklotz der Taubstumme und schärfte mit einer Feile die Zähne einer Handsäge.

Die alte Mutter Maurras zündete eine alte, kleine Petroleumlampe an, ging an den Kasten, der unter dem Fenster stand, und kam mit einer

Brille und einem Bündel Papier wieder. Es war mit einem bunten Wollfaden verschnürt. Sie knüpfte den Knoten behutsam auf, nahm die Brille vor die alten Augen und breitete die Papiere vor sich auf dem Holztisch aus. Sie setzte sich mit dem Rücken gegen den Kamin, denn ihr war ständig kalt. Auch in der warmen Sonne des Mittags hatte sie immer zwei oder drei Röcke übereinander an, und von dem verrunzelten, braunen, kleinen Gesicht sah man nie viel mehr als eine spitze Nase und darüber zwei kohlschwarze, blitzende, lebenslustige und lebensfrohe Augen, die unter einem dicken, schwarzen Kopftuch schnellen Blickes, manchmal offen, manchmal verstohlen hin und her huschten und alles sahen, besonders das, was sie etwa nicht sehen sollten. Sie hatte jenen tiefgebückten Gang alter Frauen aus armen Landschaften, den man in Frankreich da und dort wohl sehen kann; nie ging sie ohne ihren Krückstock. Die dicken Kleider gaben ihr das Aussehen einer behäbig runden Kugel, die auf zwei kurzen Beinen schnell hin und her rollte. In Wirklichkeit war sie mager und armseligsten Leibes.

Maurras rückte ebenfalls an den Tisch heran, sein Gesicht war vom Halbdunkel der Lampenglocke überschattet. Seine Hände lagen leicht geballt nebeneinander auf der Tischplatte, sie wa-

ren hell beleuchtet, die starken Adern auf dem Handrücken traten dick hervor, die Schatten der Adern waren wie dunkle Schluchten. Es waren alte und müde Hände, müde von lebenslanger, schwerer Arbeit. Aber es waren ruhige Hände.

Aus dem Dunkel des Zimmers schritt maunzend die große, schwarze Katze über den Fußboden heran, hielt im Herannahen unvermittelt an, setzte sich nieder, putzte sich mit gleichmäßigem Auf und Ab des Kopfes die Brust, blickte dann lange Zeit geduckt in eine Ecke des Zimmers, kam nun ganz heran, sprang auf den Tisch, setzte sich unbeteiligt wie Katzen tun auf die Tischplatte in die Nähe der Frau, schloß die Augen, rückte sich etwas zurecht, legte den buschigen Schwanz sich selbst nach vorn um die Pfoten, sank in sich zusammen und schnurrte ein wenig. Nach kurzer Zeit war sie in Schlaf gefallen, in den leichten Schlaf des wilden Tieres, das sich sein eigenes, tierhaftes Leben als einziges unter den Haustieren der Menschen bewahrt hat.

Die Frau, die tief in sich gebückt dasaß, hatte die Lampenglocke an der ihr zugewandten Seite etwas angehoben, so daß ihr Kinn und der welke, zahnlose Mund im Lichte stand. Langsam und mühselig glitten die Finger der rechten Hand über das armselige, fleckige, graue Papier, und sie las die Worte, die sie sah, laut vor. Ihre

Stimme war alt und brüchig, aber sie las ruhig und gleichmäßig.

Bertheline kannte die Worte. Es waren die Feldpostbriefe ihres gefallenen Gatten. Henry Maurras, der so liebestoll und wild gewesen war, hatte niemals an seine Frau geschrieben. Alle seine Briefe hatte er an den Vater gerichtet. Am Schluß bat er jedesmal, Grüße an die Mutter und an die Frau auszurichten.

Die alte Mutter las langsam und feierlich. Henry sprach von der Mühsal des Soldaten, vom schlechten Wetter und von der Hoffnung auf baldigen Frieden, er schrieb im Frühling des Jahres 1915 vom Frieden, der nun bald kommen müsse.

Der Taubstumme am Kamin legte die Feile und die Säge fort, griff zu einem Hammer und arbeitete mit seinem Taschenmesser an dem Stiel, der nur noch ungenau in der Fassung saß. Bertheline lehnte sich an den Bettpfosten, vor dem sie auf einer niedrigen Bank hockte, sie sah zu dem Fremden hinüber und suchte in seinem Gesicht zu lesen.

Es war still im Hause. Der Regen rauschte, die Stimme der alten Frau war eine leise Totenklage. Der Fremde hatte den Kopf über seine Arbeit gebeugt, er saß mit vorgeneigtem Oberkörper und arbeitete vorsichtig, fast ohne

Geräusch. Er mußte wohl ahnen, daß er nun nicht mehr die Säge schärfen dürfte, die kreischenden Laute der Feile auf dem Metall, die er selbst nicht hören konnte, hätten jetzt gestört.

Die Mutter las jeden Brief bis zum Ende, bis zum Gruß an sie und an „meine Frau Bertheline". Nach jedem Brief aber hob sie die Hand und bekreuzigte sich. Und dann schlug auch der alte Maurras ein Kreuz.

Bertheline saß regungslos. Nun sah sie den Fremden den Kopf heben; er suchte sie mit seinem Blick, fand sie, wandte das Haupt nicht ganz herum, doch so weit, daß sein Gesicht vom Feuer abgewandt war, und sah sie mit den tief im Schatten liegenden Augen lange an. Es sprach etwas wie Staunen aus diesen Augen, wie ein Erfassen der Zusammenhänge, ein Erkennen: So ist das also! Du bist kein Mädchen, bist nicht die Tochter der beiden alten Leute hier, bist die Frau eines toten Soldaten ...

Bertheline wußte, daß sie sich täuschte, denn der Mann war taub und konnte nicht hören, was die Mutter des Gefallenen vorlas. Aber Menschen, denen einige Sinne fehlen, sollen fähig sein, dafür andere um so besser zu gebrauchen; las nicht auch die Mutter Maurras, die kaum noch etwas hörte, den Menschen, mit denen sie sprach, die Worte von den Lippen ab? Erriet sie nicht

aus Mund- und Lippenbewegung schneller, als sie mit dem Ohr verstand, was man ihr sagte?

Bertheline dachte im Augenblick nicht viel darüber nach. Sie erwiderte den Blick, sie sah den Mann ruhig an und senkte nicht die Lider. Sie sagte ihm alles, was sie zu sagen hatte, die feierliche Stunde und die Müdigkeit ihres Körpers ließ sie nicht an Verstecken und Verstellung denken. Auch fühlte sie sich im Dunkeln, in dem sie saß, geborgen.

Der Blick des Mannes aber war ruhig und gelassen. Es lag kein Begehren darin, keine Forderung, er war fest und doch wie abwesend, als denke er an Fernes, Zukünftiges. Und doch war sein Geist bei ihr, Bertheline fühlte es.

Sie hatte lange Nächte geweint und gewartet, sie war einmal vom Feuer einer leidenschaftlichen, maßlosen Liebe durchglüht worden, wütender Schmerz über das Verlorene und hoffnungslose Gier nach neuem Glück hatte ihr Inneres leer gebrannt.

Nun fühlte sie, wie tief innen in ihr eine Quelle aufbrach, wie überall in ihr Erstarrtes sich löste, wie es in ihr zu rieseln begann und den Becher langsam wieder füllte, wie allmählich, ganz allmählich eine warme Flut in ihr stieg und stieg und leise Wellen schlug; bald würde es das Herz erreicht haben.

Sie legte die Arme auf den Bettpfosten, umfaßte das starre Holz mit den Händen, lehnte den Kopf darauf und saß atmend im Halbdunkel. Sie hörte die Stimme Henrys tröstend zu ihr sprechen, und die Stimme hatte den Blick des fremden Mannes drüben am Kamin, diesen Blick, den sie fragend, still und klar auf sich ruhen fühlte. Die Hände des alten Maurras lagen gelassen auf der Tischplatte, im Schein der Lampe, erfahrene, gefurchte und doch ruhige Hände eines Greises. Und die Finger der Mutter glitten über das arme, graue Papier von Feldpostbriefen. Jedesmal, wenn ein Brief zu Ende gelesen war, schlugen zwei alte Menschen traurig ein Kreuz über Stirn und Brust.

Der nächste Morgen kam klar und kalt. Das Dorf im Tal lag wie zum Greifen nahe; jedes einzelne Haus war deutlich zu erkennen. Auf den Feldwegen begannen schon früh Karren zu kriechen, die von Rindern gezogen wurden. Kleine Menschlein gingen neben ihnen her, Spielzeugfiguren, so klein und winzig.

Der taubstumme Mann stand oben über dem Tal, dort wo der Steilhang begann, gleich hinter dem Kuhstall. Er sah von oben auf das Tal hin-

ab, sah über die gerade gezogenen Felder, über die grünen, die dunklen und hellen Rechtecke hin. Er war zum erstenmal in seinem Leben auf einem so hohen, so mächtigen Berge, und das Staunen und Wundern gewann immer wieder Gewalt über ihn.

Da lebt man in der Ebene sein ganzes Leben lang, in den Dörfern und Städten, an den breiten Flüssen, und wenn man einmal, selten genug, an die Berge denkt, so denkt man: halt Berge. Und glaubt, das sei nun erledigt, man habe es verstanden, glaubt, man wisse, was das ist: ein Berg. Ein Berg ist ein Kegel, unten rund und breit und oben spitz, und manchmal hoch, und man kann von ihm weit in das Land hineinsehen.

Aber ein Berg ist kein Kegel, ist auch kein Stein. Was ist ein Berg? Ein Berg ist eine ganze Welt, heute regnet es auf ihn herunter, morgen stürmt es, der Sturm heult wie ein Rudel Wölfe, gestern fiel Schnee auf den Berg, dann kommt die Sonne und die Welt dampft, der Dampf verbirgt das Haupt des Berges, er ist abgeschnitten von dem Blau des Himmels, es ist eine wallende weiße Decke über deinem Kopf, Nebel ist über dir, Dampf, feuchter, kalter Qualm der Schöpfung, da ist die Welt zu Ende. Oder du stehst über den Wolken, die Sonne ist noch höher als du, sie strahlt und brennt, und die Wol-

ken sind weiß wie Schnee, aus dem dampfenden Schnee heben sich überall steinerne Gipfel heraus, Schweigen ist zwischen den Steinhäuptern, vielleicht schwebt ein Vogel über dir und du siehst den Schatten des Vogels über den Dampf gleiten.

Oder es ist wie heute, Ströme von gelben, Ströme von weißen und blauen Blumen stürzen über die Hänge hinab in das Tal, und dann stehen die Wälder, blau und dunkel, und stemmen sich dem flammenden Fall der Blumen entgegen; unterhalb der Wälder liegen die Wiesen, die Äcker, die Getreidefelder, da wogt Weizen, und da stehen Häuser, eine Kirche steht mit spitzem Turm auf einem Hügel, ein Spielzeugdorf liegt da, eine Spielzeugbrücke führt über einen Bach aus Silberpapier, da laufen Figuren herum, bleiben stehen, sprechen miteinander, trennen sich wieder, und das läuft hin und geht her, da hebt ein unsagbar kleiner Zwerg den Arm und senkt ihn wieder, dort geht einer geradeaus, ein anderer bleibt stehen, kehrt um, geht in sein Haus zurück, kommt wieder heraus. Zwerge, Spielzeugfiguren, bunt behängt mit Kleidern, winzig klein ein jeder und doch so groß wie du, hat ein Herz wie du, lebt und ißt und schläft und ist allein wie du, ist einsam wie du, ist eine ganze Welt für sich wie du.

Der Mann steht und kann sich nicht satt sehen, er fühlt es in seiner Brust schlagen, sein Herz klopft, die Berge drüben sind viel näher als gestern, eine Stunde mag das sein bis zu ihnen, die sich jenseits des Tales erheben. Gestern aber waren es drei Stunden.

Es ist hell, in der Sonne ist es warm, die Wand des Kuhstalles wirft die Wärme zurück, im Tal liegen noch tiefe Schatten von den östlichen, niedrigeren Bergkuppen, und zwischen den Schatten liegt die helle Sonne auf Wiesen und Wäldern, dort, wo sie zwischen den Berglehnen hindurchscheinen kann.

Die Bäuerin ruft auf dem Hofe nach ihm, es gibt wohl das Frühstück, aber er kann das ja nicht hören, er bleibt stehen, wo er steht. Das Rufen kommt näher, sie kommt um die Ecke des Stalles, frisch wie der Morgen, ein Tuch um die Schultern, sie geht rasch, auf hohen, langen Beinen, sie ist jung, der Rock rauscht, die Beine teilen den Rock bei jedem Schritt, die Knie drücken den Stoff zurück, die Oberschenkel schwingen abwechselnd vor und zurück, Bertheline ist kraftvoll, ist jung, ist schön wie der Morgen, das schmale Gesicht ist gerötet vom Frühwind. Vielleicht auch vom Waschen im kalten Wasser oder von innerer Bewegung, von Freude?

Der Mann kann ja nicht hören, er hört auch ihre Schritte nicht, er sieht also auch nicht hin zu ihr, er sieht das Mädchen nicht kommen, denn ein Mädchen ist sie ja noch, ist sie ja wieder.

Sie erkennt, daß er sie nicht hört. Hatte sie es denn vergessen? geht nicht ein trüber Schatten über ihr Gesicht, zuckt der Mund nicht ein wenig, als erinnere sie sich wieder?

Aber sie sieht ihn stehen, in sich versunken, sie sieht das braune Haar über der Stirn (denn er hat keinen Hut auf dem Kopfe), sie hält an mitten im Schreiten, sie ist ihm schon nahe, sie beobachtet ihn, blickt die feste, große Nase an und den struppigen Bart, in dem das Kinn verborgen ist, sie umfaßt die ganze Gestalt, die da dicht vor der Wand steht, aufrecht, gerade, straff. Diese Haltung erinnert sie an einen anderen Mann, den sie einmal gesehen hat, sie weiß nicht wann, es muß lange, sehr lange her sein. Aber Bertheline denkt darüber nicht nach, sie ist zufrieden, daß sie hier steht, zwei, drei Armlängen entfernt von dem Fremden.

Da blickt er zur Seite, sieht sie, erkennt sie, seine Augen, die in weiter Ferne waren, kommen zurück, eilen auf sie zu, sie sind groß und froh und offen, der Mann atmet tief auf, er tritt auf sie zu, und Bertheline senkt ihre Augen, es zittert in ihr.

Aber der Mann macht die Gebärde des Essens, sie nickt, und dann gehen beide nebeneinander in das Wohnhaus. Sie gehen stumm, denn er kann ja nicht hören und nicht sprechen.

Nach dem Frühstück stand der Mann den ganzen Vormittag auf der großen Leiter, die sie an das Dach gelehnt hatten, so daran gelehnt hatten, daß ihr oberer Teil flach auf dem Dach lag, und deckte in der Mitte das Stroh ab. Auf dem Hof saßen die beiden Alten in der Sonne auf zwei Holzklötzen. Sie hatten Stroh vor sich und drehten aus dem langen, zähen Roggenstroh Seile, sie machten auch dünne Gebinde aus dem Stroh fertig und legten sie bereit. Und dann legte der Mann ein neues Strohdach auf die Latten; die Latten waren noch gut, er arbeitete schnell und sicher, und es wurde ein festes, gutes Dach. Zuerst hatte er es lernen müssen. Er hatte sich genau angesehen, wie die Strohgebinde miteinander verknüpft waren, wie sie in der alten Strohdecke an den Holzlatten befestigt waren, zunächst war es langsam vorangegangen. Aber nun wußte er es und er lernte schnell. Er erneuerte das ganze innere Drittel des Strohdaches, denn nur in der Mitte war die Decke undicht geworden. Es wurde Mittag, sie aßen und arbeiteten gleich weiter. Als es Abend wurde, war die Arbeit an dieser Seite des Daches beendet.

Am Morgen darauf kam die junge Flämin in den Stall, um den fremden Mann zum Frühstück zu holen. Er war ja taub und so konnte sie sich nicht damit begnügen, einfach von der Tür des Wohnhauses aus zu rufen, es sei Zeit. Freilich hätte sie warten können, bis er von allein gekommen wäre, denn sie hatte schon bemerkt, daß er eine Taschenuhr besaß. Aber er konnte ja vergessen haben, die Uhr aufzuziehen; es war möglich, daß sie stehenblieb, vielleicht vergaß der Mann auch, nach der Zeit zu sehen — kurz und gut, die Bäuerin hatte sehr gute Gründe, denn sie wollte Gründe haben, Gründe, hinüber zum Kuhstall zu gehen. Sie faßte die Tür an, bedachte sich aber, es fiel ihr ein, daß es noch sehr früh am Morgen war. Sie wünschte nicht, den Mann zu überraschen, sie bückte sich also, nahm einen Holzschuh vom Fuß, stellte den rechten Fuß auf den linken Holzschuh, hielt sich an der Tür fest und pochte kräftig an die Tür. Es schallte laut im Hof und dumpf im Stall, die Kühe muhten. Die Bäuerin dachte, der Mann sei zwar taub, aber vielleicht höre er doch, wenn sie recht laut anklopfte. Nun ließ sie den Schuh fallen, schlüpfte mit dem Fuß wieder hinein und öffnete vorsichtig die Stalltür.

Da stand im Gang des Kuhstalls der Mann mit entblößtem Oberkörper hinter seinem Wasch-

zuber, einem großen, breiten Holzgefäß, das er auf einen Block gestellt hatte, und trocknete sich mit einem Handtuch ab. Er hatte sich gerade gewaschen und strubbelte sich ordentlich den Kopf ab. Er stand mit dem Gesicht zu ihr, er hatte den einfallenden Lichtschein gesehen, blickte auf und sah in der halbgeöffneten Tür Bertheline, die ihm mit blanken, blauen Augen winkte, er solle zum Essen kommen. Bertheline konnte nichts dafür, daß die Morgensonne, die mit ihr zusammen in den Kuhstall hereinsah, einen goldenen, lichten Schimmer um ihr Haar legte. Aber wer kann es einem Wanderer verargen, einem Einsamen, der im Kuhstall hinter einem Holzverschlag schläft, der von der Gnade derer lebt, die ihm geben, weil sie sehen, daß er arbeiten kann, wer kann es dem Mann verargen, daß sein Herz anfing, stürmisch zu pochen, als er die Bäuerin sah, die morgenfrisch war und sauber und ihn freundlich ansah und ihm winkte? Sie hatte einen langen, gestreiften Rock an und ein Leinenhemd mit kurzen Ärmeln unter einem kurzen, wollenen Mieder. Das Hemd war blütenweiß und ließ den Hals frei, und um Ohr und Hals spielte ein goldenes Gewirr von zarten Härchen.

Er starrte sie an, und sie erkannte, was in ihm vorging. Es war nicht schwer zu erkennen. Ach — das war es ja, was sie erkennen wollte! Sie

machte die Tür weit auf, und es wurde hell in dem dämmerigen Stall, es kam ein kalter Luftzug herein in die Wärme, sie trat nun lächelnd näher, weit offen war ja die Tür und jederzeit könnte sie hinausschlüpfen, auch stand er ja hinter dem breiten Waschfaß. Sie mußte etwas tun, und so machte sie die Bewegung des Essens, winkte über den Rücken nach hinten, und das hieß, er solle mitkommen. Aber ihr Mund lächelte und meinte etwas anderes, doch war Vertrauen in ihren Augen, die fraulich und heiter lockten und tapfer eine heimliche Verlegenheit unterdrückten.

Aber der Mann verstand nicht. Er begriff nicht, daß sie ihn zum Frühstück holen wollte, auch er hatte gute Gründe, nicht zu begreifen. Er deutete auf die Waschschüssel, er müsse sich erst waschen, deutete mit den Händen darauf, sah aber nicht auf das Wasser hinab, sondern ihr in in die Augen.

Bertheline aber errötete, alle Tapferkeit nützte nichts, die Scheu gewann wieder die Oberhand, sie stand auf einmal vor dem Mann mit hängenden Armen und niedergeschlagenen Augen. Aber schnell raffte sie sich zusammen, nun tat sie, als verstehe sie die Gebärden des Mannes nicht, sie stützte sich mit beiden Händen auf das Waschgefäß, beugte sich vor und sah verwundert in das

Wasser — es war aber nur ganz gewöhnliches und im Augenblick nicht sehr sauberes Seifenwasser — sie blickte also in das Gefäß, als wolle sie feststellen, warum eigentlich der Mann immer noch mit den Händen auf das Wasser wies. Da beugte auch er sich vor, lächelte aufgeregt, und was er nun in dem Halsausschnitt unter dem blitzsauberen Rand eines weißen Leinenhemdes sah, das hatte er schon lange nicht mehr gesehen, und er sah es doppelt, war doch aber nicht im geringsten irgendwie betrunken von Wein oder Bier so früh am Morgen. Was er sah, das war weiß und fest und rund, und er sah tief, tief hinab; Heiterkeit und Fröhlichkeit erfüllten plötzlich sein Gemüt, und auch etwas wie Dankbarkeit. Das gab es noch, auch für ihn, den Wanderer, den Einsamen, den Kuhstallschläfer gab es das also noch, und sei es auch, daß er es nur betrachten durfte, innig und voll Andacht und mit spitzbübischem Genuß und Wohlgefallen.

Ein toller Wirbel von Lebenslust und Übermut erfaßte den Mann, er beugte sich noch ein wenig weiter vor, spitzte die Lippen und blies sanft hinein in den Ausschnitt ihres Kleides, so daß es der jungen Frau auf einmal kühl um ihre süßen, kleinen Hügel zu wehen begann.

Sie schauerte wohlig zusammen, hob den Kopf, lachte erschrocken auf mit blitzenden, weißen Zäh-

nen zwischen den roten Lippen, aber sogleich wurde sie böse über sich selbst, das Blau ihrer Augen verdunkelte sich, die roten Lippen lachten noch, als die Brauen sich schon finster zusammenzogen. Und nun stürzte, indes ihre linke Hand das Hemd über der Brust zusammenraffte, eine Flut von heftigen Worten, ein wilder Strudel von Beleidigungen und Beschimpfungen, ein Wasserfall französischer Drohungen über ihre Lippen, bis sie in ihrer zornigen Wut urplötzlich verstummte, weil sie merkte, daß sie all die bösen Worte unwillkürlich und — vorsorglich geflüstert hatte, damit sie ja kein anderer höre, als dieser braunhaarige Geselle vor ihr. Und der, der konnte ja nicht hören! Und sie sah zudem auch, wie das Gesicht des Mannes sich wandelte, wie er bedrückt und bestürzt aussah und wie er in tiefer Scham und demütiger Not eine bittende Gebärde mit einer Hand machte — fast, als wolle er sprechen. Sie wurde rot und schlug die Augen nieder, ihre Lippen verzogen sich urplötzlich. Und dann wandte sie sich um und lief auf klappernden Holzschuhen zur Tür hinaus.

Der Mann aber starrte ihr verblüfft und erschrocken nach. Er war so eselhaft, so herrlich unerfahren in den tieferen Dingen der Liebe, daß er nichts begriff, daß er glaubte, er habe Bertheline beleidigt und sie sei nun ernstlich erzürnt

und verletzt. Und so stand er denn sehr aufgeregt im Gang des Kuhstalls, pries sein Glück, weil er sich nicht verraten hatte, schalt sich zugleich einen Ochsen und Esel und Schafskopf, weil er Bertheline beleidigt hatte, die er schon seit Tagen, ach vom ersten Augenblick an, als er sie damals in der Abendsonne zuerst gesehen hatte, inbrünstig liebte wie nur ein Wanderer, ein Einsamer, ein fremder Bettler lieben kann, der auf der Flucht ist, der seit Jahren kein anständiges Mädchen gesehen hat und sich doch seit Jahren danach sehnt, nur einmal die Hand eines solchen fernen Wesens zu berühren, sie nur einmal leise, ein einziges Mal zu streicheln — — —

Er stand da im Gang des Kuhstalls, stocksteif, wütend, aufgeregt, niedergedrückt und glücklich und hielt das nasse Handtuch mit beiden Händen vor sich hin, dachte sich, das nasse Handtuch, das schlappe, nasse Handtuch da vor ihm sei Bertheline, und dachte sich, er spreche mit ihr, vernünftig, feierlich, ernsthaft — bis er sich wieder einen Idioten nannte, einen Hanswurst, einen Lügenheinrich, einen — einen unsittlichen Menschen. Denn er hatte sie ja beleidigt, hatte sie in ihrer weiblichen Ehre gekränkt, Bertheline war kein so windiges Frauenzimmer, wie er schon manche kennengelernt hatte, Bertheline war eine Flämin, Bertheline war Bertheline, dachte er,

und Berthelinen durfte so ein dahergelaufener Vagabund wie er nicht zu nahe treten.

So dachte er. Plötzlich aber hob er den Kopf, seine Augen leuchteten, seine Ohren spitzten sich, sein Gesicht verklärte sich ... Wie denn? Was denn? War er ihr etwa gar nicht zu nahe getreten? Er hatte nicht darauf acht gegeben, daß das Klappern der Holzschuhe bald verstummt war. Aber sie war mehr auf der Flucht vor sich selbst gewesen als vor dem Mann im warmen Kuhstall.

Sie lief an dem Gebäude entlang, wollte hinüber in das Wohnhaus eilen.

Aber jetzt den Schwiegereltern vor die Augen treten? Sie hielt an, lehnte sich an die Mauer, ihre Lippen zuckten immer noch. Sie schalt sich selbst aus, seit wann war sie denn so weinerlich!

Sie sah die braunen Augen des Mannes wieder vor sich. Da war nichts von Lüsternheit gewesen, da war nur Wärme und Übermut und eine große und starke Liebe gewesen.

Sie stand an der Mauer. Hier war es windgeschützt, die Morgensonne wärmte schon. Eine feuchte, kalte Nase schob sich in ihre herabhängende, rechte Hand. Sie beugte sich hinunter zu dem Hund, kniete zu ihm nieder, schlang die Arme um seinen Hals, preßte das Tier wild an sich und rieb ihren Kopf an seinem Fell. Der

Hund hielt erschauernd vor Glück still und wedelte mit dem Schweif.

Bertheline richtete sich wieder auf. Nun breitete sie weit beide Arme aus, drehte sich einmal um sich selbst, und noch einmal, und noch einmal, und ging dann dem Wohnhaus zu. Dabei trällerte sie in überströmender Freude vor sich hin.

Dieses Trällern hörte der Taubstumme im Kuhstall. Er hörte es, er wollte es nicht glauben, er stürzte an die Tür und sah Bertheline gerade noch die letzten tanzenden Schritte zur Tür machen, hörte sie gerade noch die letzten Worte singen. Da stürzte er zu seinem Waschfaß zurück, schmiß das feuchte Handtuch, das er eben noch beinahe für die beleidigte Bertheline angesehen hatte, in das Waschwasser, faßte den Holzzuber mit beiden Händen, als sei er Bertheline, preßte ihn an die Brust und tanzte einen Walzer, im Kuhstall, auf dem Stroh des Ganges zwischen der Seitenwand und den Kuhschwänzen, einen Walzer in seinen Holzschuhen. Die drei Kühe muhten im Schlaf. Er hörte sie muhen, hielt an im Tanzen, singen durfte er auch nicht. Denn er war ja taubstumm und durfte sich nicht verraten. Aber er mußte etwas tun. Und als er die Kühe hörte — das konnte er auch, dachte er. Und setzte an, tief und leise, immer stärker anschwel-

lend, gewaltig, brausend, donnernd muhte es durch den Kuhstall, er muhte. Die Kühe wachten auf, die starkduftenden, sie hörten das Gebrüll, stellten die Ohren auf, wackelten mit den Ohren, erhoben sich auf die Vorderfüße, auf alle vier Füße, schwerfällig standen sie auf von ihrem Lager, brüllten auch, brüllten mit, urwelthaft.

An diesem Vormittag arbeitete der Mann nur wenige Stunden an dem Strohdach, denn plötzlich kam lebhaft wie immer das verhutzelte Weiblein mit dem Krückstock aus der Tür des Wohnhauses geschossen und rief dem Mann zu, er solle etwas Holz spalten, sie habe keines mehr, und er wolle doch Mittag essen.

Der Mann stand oben auf der Leiter, er hörte natürlich nichts wie immer, er arbeitete vertieft an dem Strohdach, was gibt es Wichtigeres als das Dach auszubessern. Unten stand die Alte und schrie und winkte, aber er hörte nicht.

Da entschloß sie sich denn, die Leiter hinaufzusteigen. Aber nun gab es eine Erschütterung auf der Leiter, das merkte der Mann, er sah sich um, erblickte die Alte, und nun winkte sie ihm. Das wollte er nun doch nicht haben, daß sie heraufkam

in sein Strohreich, sie könnte herunterfallen und sich etwas zu Leide tun. Hastig winkte er also und stieg vom Dach herunter, und das Weiblein führte ihn zum Holzplatz. Er holte die Axt und suchte nach Holz, das er spalten könnte. Es war keins da. Nur der Baumstamm, den er vor Tagen an einem Strick und auf ein paar Holzrollen vom Wäldchen her zum Hof gezogen hatte, lag noch an seiner Stelle.

Aber einen dicken Baumstamm kann man nicht mit der Axt zerkleinern. Die Alte sagte „attends, mon petit" und hüpfte in das Haus. Warte, mein Kleiner, sagte sie zu dem Mann, sie, das Hutzelweib! mein Kleiner, und der Mann hätte sie umpusten können, wenn er gewollt hätte, der Braunbärtige.

Sie brachte eine Baumsäge heraus, eine lange Säge mit zwei Griffen, an der zwei Mann arbeiten müssen. Aber auf dem Hof gab es nur den fremden Mann und den alten Knochen, den Clémenceau mit dem Tigerbart, den Schnapstrinker, groß im Trinken und im geschäftigen Wuseln, auch groß in seiner Ruhe am Abend, in der Wohnstube, zwei alte Hände auf einer vom Licht der Lampe beschienenen Tischplatte — aber sonst zu nichts nutz.

Doch da kam schon Bertheline aus dem Hof heraus, lächelnd und die Augen am Boden und

manchmal auch einen schnellen Blick zu dem Mann erhebend, sie kam um die Hausecke herum, der Hund sprang hinter ihr her, erkannte sofort den Mann, sprang auf ihn zu, an ihm hoch, sprang wieder an ihm hoch, leckte seine Hände, begrüßte ihn, wie wenn er ihn lange nicht umwedelt hätte. Er liebte den Fremden, Bertheline sah es. Ach, dachte sie, der Hund darf es zeigen.

Der Mann rollte den Stamm auf den Dreifuß hinauf, den er vor ein paar Tagen zu diesem Zweck zusammengenagelt hatte, er hob die Säge über den Stamm, Bertheline stand auf der anderen Seite, faßte den Griff an, der Mann blickte zu ihr hinüber, nachdenklich, sie nickte ihm zu, allons, sagte sie; oui, oui, oui, ça ira! sagte das Weiblein, man los, es wird schon gehen! Und der Mann beugte sich vor, legte die linke Hand auf den Stamm, hielt den Daumen gegen das Blatt der Säge, damit sie nicht zur Seite springe, und begann.

Die alte Maurras trippelte hüpfend davon, sie war zufrieden. Jetzt mußte sie dafür sorgen, daß das Feuer im Herd nicht ganz ausging.

Es war Sommer, auf einem Berg, die Wiesen dufteten, aus dem Tal trug der Wind den Klang der Turmuhr herauf, das Holz des Stammes roch nach warmem Harz, die Sonne stand

hoch am Himmel, und ein paar Schritte nebenan lag der braune Hund, den Kopf auf den Vorderpfoten, und verfolgte mit klugen, treuen Augen die Bewegungen der beiden Menschen.

Ein großer, gelber Schmetterling schwebte durch die Luft heran, taumelte lautlos umher, ließ sich auf einem Holzspan nieder, erhob sich wieder, umflatterte das Haar Berthelinens, ließ sich vom Winde davontragen.

Es war still. Die Säge zog ihre gleichmäßige Bahn, quietschte, knirschte, dann und wann polterte ein Block zu Boden, sie rückten den Stamm nach und arbeiteten weiter.

Bertheline war ganz bei der Sache. Sie hatte die Lippen leicht geöffnet, und die Spitze ihrer Zunge glitt langsam aus dem rechten Mundwinkel in den linken, glitt wieder zurück und begann die Wanderung von neuem.

Abwechselnd beugte einmal der Mann, einmal das Weib sich vor, bald war der blonde Kopf über dem Stamm, bald der braune.

Wiesen und Sonne und ein eigener Hof —! dachte der Mann.

Er ließ den Griff der Säge los, fing mit beiden Händen den blonden Kopf, der über dem Baumstamm schwebte, er machte einen Schritt und stand vor ihr, die tief erschauerte, sie ließ willig das Gesicht nach oben wenden, und der Frem-

de hielt ihren Kopf mit den Händen umfaßt, beugte sich zu ihr hinunter und küßte sie. Sie schrak nicht zurück vor dem braunen Gestrüpp, sie bot ihren Mund dar mit geschlossenen Augen, stützte sich mit beiden Händen auf den Baumstamm und atmete tief, sie wagte sich nicht aus ihrer unbequemen Stellung zu rühren, sie fürchtete, der Traum könne verwehen.

Zu gleicher Zeit öffneten beide die Augen, sie sahen sich an im Kuß und tranken, inbrünstig.

Aber plötzlich ließ der Mann Bertheline los, er wandte sich ab, stand so ganz kurze Zeit mit geballten Fäusten, während sie, immer noch auf den Stamm gestützt, vorgebeugt, ihn angstvoll ansah. Er machte zwei Schritte, ergriff die Axt, die an dem großen Hauklotz lehnte, legte einen der frischgesägten kurzen Holzblöcke auf den Klotz und begann, den Block zu spalten. Schweigend, mit furchtbarer Kraft, wild ausholend schlug er zu und spaltete Holz.

Bertheline stand lange Zeit und schaute ihm zu. Sie fühlte seine Lippen noch auf den ihren, fühlte noch das braune, stachelige Gestrüpp um Kinn und Wangen — und er stand dort drüben, wandte ihr den Rücken zu und spaltete Holz.

Doch die ratlose Scham, der Zorn des Verschmähtseins wich einer trotzigen Heiterkeit. Plötzlich streckte sie ihm wütend die Zunge heraus, die

lange, rote Zunge, sie machte ihm eine Nase, „böh" sagte sie, „böh!" und lief davon, in das Haus hinein.

In der Küche faßte sie die Mutter Maurras an beiden Schultern und tanzte trällernd mit ihr vor dem Herd hin und her, bis sich das kleine Weiblein schnaufend freimachte.

Ça y est maintenant, hein? sagte sie bloß. Und das heißt: nun ist's wohl so weit, wie?

Ach ja, alte, lustige Augen sehen viel und genau.

Sie ging hinaus und holte Holz für den Herd, sie sah den Mann Feuerholz spalten, die alte Frau stellte sich hin und sah ihm zu mit pfiffigen, schwachen, lebenslustigen Augen unter dem dicken Kopftuch, sie sah die Kraft und Geschmeidigkeit des Mannes und nickte bewundernd.

Wenig später, als sie an ihrem Herd hantierte, hörte sie ihn schon wieder über ihrem Kopf an dem Dach arbeiten. Er wollte an diesem Tage, so schien es, mit dem Hausdach noch fertig werden. Er schien es eilig zu haben.

Es wurde Mittag, sie aßen, er arbeitete weiter, er war wirklich fertig mit dem Hausdach, als es zu dämmern begann.

Der alte Maurras stand unten auf dem Hof, er holte diesmal keinen Schnaps, er stand unten, sah auf das Dach hinauf und schüttelte den Kopf. Er sah, wieviel der Fremde gearbeitet hatte, er sah, wie gut er gearbeitet hatte, er war selbst oben auf der Leiter gewesen und hatte die Dichte der Lagen, die Verbindung mit den Latten, die Festigkeit des Daches geprüft. Das war kein Bettler und kein Landstreicher, der Mann. Das war ein Bauer wie kein Zweiter. Und nun sollte der Kuhstall noch an die Reihe kommen. Doch das wußte ja der alte Maurras nicht, daß der Mann auch den Kuhstall ausbessern wollte.

Der Mann kam aus dem Kuhstall. Er hatte sich drinnen gewaschen, hatte sein Haar gebürstet und gekämmt wie jeden Tag, sie gingen in das Haus, denn es war Zeit zum Abendbrot. Der alte Maurras richtete es so ein, daß der Fremde vor ihm durch die Tür ging. Der Mann merkte es und merkte auch, daß der Alte haben wollte, daß man ihn nicht durchschaute. Der Fremde ging vor dem alten Bauern in das Haus. Um seinen Mund war ein Lächeln, ein böses verachtungsvolles Lächeln. Man hätte meinen können, daß der Taubstumme dachte: euch will ich schon noch zeigen, wer ich bin und was ihr seid.

Aber es sah ja niemand sein Lächeln. Und das war gut.

Er ging stolz in die Stube hinein, er versteckte seine Gedanken, denn die Lampe brannte in dem Raum, aber er trug den Kopf hoch. Doch da sah er Bertheline, er hatte sie vergessen wollen in seiner wilden, hemmungslosen Wut auf die Arbeit, auf das Schicksal, er hatte den alten Knochen, den zahnlosen Tiger mit seinem weißen Schnauzbart verachtungsvoll hinter sich her gehen lassen und den Kopf hochgetragen, und nun stand da die Flämin im roten Dämmerschein der Lampe, und er senkte den Kopf, senkte ihn und machte eine Bewegung mit der rechten Hand, mit dem Arm, eine demütige Bewegung.

Auf dem Tisch standen schon die Teller, Bertheline nahm den eisernen Topf vom Feuer und füllte mit dem Schöpflöffel das Essen in eine große Tonschüssel. Sie hatte ein weißes Häubchen aufgesetzt, wie es die Mädchen in Flandern tragen, sie hatte rote Wangen, sie stellte die dampfende Schüssel auf den Tisch, der Geruch der Speise erfüllte den Raum. Vater Maurras schnüffelte wohlgefällig im Zimmer herum, dann nahm er einen Krug von einem Nagel und ging hinaus. Er kam bald wieder und stellte den Krug auf den Tisch, holte vier zinnerne Becher und setzte sie neben dem Krug nieder. Es war Rot-

wein, dunkler, starker Rotwein. Bertheline hatte gewartet, bis der alte Bauer sich gesetzt hatte. Nun nahm sie den Teller des Fremden, sie wurde dabei rot bis unter die weiße Haube, aber sie füllte ihn und stellte den Teller vor ihn hin. Sie hatte die Augen dabei gesenkt, es klopfte im Halse, aber das sah ja niemand. Sie setzte dem Mann den Teller zuerst hin und füllte erst dann dem alten Maurras ein, dann der Mutter und dann sich selbst. Aber der Schöpflöffel klirrte ein wenig, als sie sich zuletzt einfüllte.

Bertheline war die Bäuerin. Henry hatte es in einem seiner Briefe aus dem Felde geschrieben, daß sie die Erbin des Hofes sei, wenn er fallen sollte.

Sie hatten ihm den Hof übergeben, als er heiratete. Und die Alten achteten das Wort ihres gefallenen Sohnes. Bertheline war la patronne, s i e war die Frau. S i e hatte zu bestimmen.

Die Alte sah zu ihrem Mann hin. Was würde er tun? Maurras hatte die Hände rechts und links von seinem Teller auf den Tisch gelegt. Er wartete.

Es war still im Raum. Der Fremde verstand nicht. Er sah zu Bertheline hinüber. Sie hatte den Kopf gesenkt. Sie atmete schnell, sie war ein wenig in sich zusammengesunken, ihre Wangen glühten, sie blickte in ihren Schoß.

Maurras wartete immer noch. Da der Mann nicht zu essen begann, ergriff er, als wolle er ihm zeigen, was zu tun sei, den Weinkrug und schob ihn dem Manne hin. Auch die vier Zinnbecher stellte er vor den Fremden.

Bertheline hatte die Bewegungen des Alten verfolgt. Sie hob die Augen, sie lächelte, sie war sehr erregt und beherrschte sich nur mit Mühe.

Nun, Braunbärtiger, was hilft dir dein Zorn, dein Wille, deine Heftigkeit? heute morgen hast du sie geküßt, die Flämin, die Blonde, hast dann wild zur Axt gegriffen, hast dich abgewandt, hast sie stehen lassen und hast den Holzklotz in die Erde schlagen wollen. Aber der Berg hat harte Erde, es ist nicht damit getan, in Schmerz und Zorn mit der Axt auf das Holz einzuschlagen.

Sie füllt dir zuerst den Teller, der alte Knochen schiebt dir den Weinkrug zu, und du —? Und du? —

Der Taubstumme sieht den Alten an, sieht auch den Weinkrug an, dann ergreift er den Krug, gießt den dunklen, roten Wein in den ersten Becher und reicht den Becher der jungen Bertheline hinüber. Sie nimmt ihn, ihre Hände berühren sich, Bertheline zuckt zusammen, der Becher wankt in ihrer Hand, fast hätte sie etwas von dem Wein vergossen. Dann füllt er die drei anderen Gefäße, schiebt sie vor die beiden Alten

hin, den letzten Becher behält er gleich in der Hand, er hebt ihn hoch, sieht Bertheline an, nickt ihr zu, lächelt, er hebt den Wein der jungen Frau entgegen, setzt den Becher an und trinkt. Auch Bertheline trinkt, sie sehen sich an, während sie den dunklen, roten Wein in sich hineinströmen lassen, sie trinken durstig, inbrünstig, sie trinken sich selbst, ihre Augen hängen ineinander, sie vergessen sich und trinken, trinken den kühlen Wein, langsam rinnt er durch ihre Kehlen, er füllt ihr Inneres, ein großes brausendes Gefühl erfaßt die beiden Menschen.

Dann setzen sie gleichzeitig die Becher auf den Tisch. Die Flamande blickt auf ihren Teller nieder. Der alte Maurras macht ein finsteres Gesicht, soweit hat er nicht gedacht, das will er nicht, Mutter Maurras aber lächelt, dabei zittern ihre Lippen. Sie denkt wohl an den gefallenen Sohn. Er ist seit Jahren tot; in diesen vier Jahren war Bertheline um sie. Die alte Frau hat den Schmerz, die Qual, die lange, bittere Hoffnungslosigkeit der Witwe Bertheline erlebt, sie hat auch gesehen, wie das Mädchen Bertheline in diesem halben Jahre seit Beendigung des Krieges wieder aufgestanden ist. Sie hat auch die Hoffnung in den Augen Berthelinens gesehen, seit der fremde Mann auf dem Hof ist. Die alte Maurras lächelt und sieht das junge Mädchen Bertheline

im blonden Haarkranz wehmütig an. Das alles war einst für Henry da, Henry ist tot, liegt verscharrt irgendwo im Norden, im Regen haben sie ihn begraben, ohne Sarg. Henry ist tot, aber Herr ist das Leben. Soll sie dem Leben feind sein, weil es nach Leben verlangt?

Aber der Fremde erwacht. Er merkt nicht die Stille im Raum, er greift jetzt zu seinem Löffel und beginnt zu essen. Sofort neigen sich auch die anderen über ihre Teller.

Bertheline trinkt viel an diesem Abend, sie läßt sich ihren Becher immer wieder füllen, sie lacht und erzählt viel, sie ist lustig, später gießt sie sich auch selber ein, sie trällert vor sich hin.

Als sie alle gegessen hatten, sitzen sie noch lange um den Tisch herum. Später räumt Bertheline Teller und Schüssel fort und singt dabei ein Lied. Sie steht im Dunkeln und spült die Teller in heißem Wasser und singt dabei. Es ist ein flämisches Lied. Als sie zu dem Fremden hinübersieht, da bricht sie plötzlich ihren Gesang ab, sie faßt sich an das Herz, dann singt sie gleich weiter, aber sie singt nun viel leiser, sie singt wie unbewußt und starrt den Mann an, der dort drüben sitzt, den Taubstummen, der selbstvergessen ihrem Liede l a u s c h t. Ja, da drüben sitzt er am Kamin, mit dem Rücken gegen das Feuer, die Arme auf die Knie gestützt, und sie sieht, daß er zuhört.

Der Fremde ist nicht taub, denn er hört ihr ja zu! Er hat sich vergessen, er ist fern von hier, seine Gedanken weilen wo anders, in der Erinnerung, seine Augen sind geschlossen, aber er wiegt sich ganz unmerklich im Takte ihres Liedes, der Fremde kennt das Lied, und er hört sie singen.

Plötzlich aber schauert er zusammen, er öffnet seine Augen, sieht Bertheline an, erkennt ihre Gedanken, es geht ein Erschrecken durch seine Gestalt, dann aber überfällt sie sein Blick, er faßt sie an, durchdringt sie, sie sieht Vertrauen und Kraft in den Augen, und doch ist auch jetzt eine geheime Angst in diesen großen, festen Augen, eine Unsicherheit, ein Fragen, sie weiß nicht, daß sie längst aufgehört hat zu singen, daß der Mann dicht vor ihr steht und sie mit seinem Blick umfangen hält, sie weiß nicht, daß sie an die Wand gesunken ist und zu ihm aufblickt; aber da sieht, sie, daß etwas Fremdes in die braunen Augen tritt, daß seine Lippen, die versteckt sind unter dem braunen Gestrüpp, sich zusammenpressen. Er macht eine Bewegung mit der rechten Hand, er wendet sich ab, geht hinaus in die Dunkelheit, die Tür schließt sich.

Es ist still in dem Raum.

Bertheline fand sich wieder, vor der Mutter ihres gefallenen Gatten auf dem Boden knieend

und den Kopf im Schoß der alten Frau. Die Mutter streichelte ihr leise und begütigend über das Haar. Das junge Weib aber weinte vor Schmerz und Glück, sie weinte fassungslos, sie wußte sich nicht zu helfen. Manchmal war alles so klar und hell und sie mußte dann lachen und singen, und dann wieder pochte es in der Brust und würgte es in der Kehle; dann weinten die Augen von selbst.

Später am Abend, als die beiden Alten schon in ihren Betten lagen, saß die Flämin in ihren Kleidern auf dem Rande ihres aufgeschlagenen Bettes. Sie hatte die Lampe schon vor langer Zeit ausgelöscht, die Alten schliefen schon, ihre ruhigen Atemzüge waren in der Stille hörbar. Bertheline hatte die große, schwarze Katze in ihrem Schoß, und die Katze schnurrte laut. Die Bäuerin streichelte das Fell des Tieres. Sie war nicht müde, die Wirkung des Weines war verflogen, sie saß wach, mit angespannten Sinnen auf ihrem Bett und horchte auf den Hof hinaus. Ihr war, als müsse heute noch etwas geschehen.

Sie konnte keine Ruhe finden. Hatte er denn ihr Lied wirklich verstanden? Konnte er hören, war er gar nicht taubstumm? Warum versteckte

er sich vor ihr? Mußte er vor jemanden fliehen, wurde er verfolgt? Sah er denn nicht, daß sie ihm gehörte, daß er ihr vertrauen konnte, daß es ihr ganz gleichgültig war, was er etwa verbrochen hatte?

Sie sah die ruhigen Augen vor sich, das feste Gesicht, die ganze Gestalt — das war kein Dieb, kein Mörder, kein Betrüger. Warum verstellte er sich so?

Wie konnte er arbeiten! Wie sicher war er, ohne Übereilung, ohne Ungeduld. Drei Tage lang hatte er auf dem Dach gestanden, Stunde für Stunde, und hatte nicht aufgehört, bis alles fertig und in Ordnung war. Maurras hatte ihm zwei-, dreimal am Tage Schnaps angeboten, er hatte immer abgelehnt. Bei der Arbeit wollte er keinen Schnaps. Sie hatte einmal vom Hof aus gesehen, wie er verneinend den Kopf geschüttelt hatte, ganz kurz, und wie er das Glas mit einer ruhigen Handbewegung zurückgewiesen hatte.

Fühlte er denn nicht, daß sie ihm vertraute?

Ach, das war es nicht. Sie wußte, daß er es fühlte. Aber dann trat, ebenso wie heute am Abend, auf einmal ein harter Schimmer in seine Augen, er schüttelte den Kopf, wandte sich ab, und sein Gesicht wurde finster und abweisend. Er hätte Bauer sein können auf diesem Hof; sie fühlte, daß sie ihm das Herz bewegte. Sie wußte

es ja, der Spiegel hatte es ihr oft genug gesagt in diesen letzten Tagen: sie war jung und gesund und — und — ja, sie war auch schön. Sie wußte es wieder seit ein paar Tagen. Lange genug hatte sie daran gezweifelt. Sehnsüchtig saß sie in der Dunkelheit und streichelte das Fell der Katze in ihrem Schoß.

Da hob das Tier den Kopf hoch, die Ohren begannen zu spielen, es richtete sich auf, es hatte aufgehört zu schnurren, Bertheline wurde aufmerksam.

Nun schlug draußen der Hund an. Aber er bellte nicht, wie ein Hund bellt, wenn ein Fremder den Hof betreten will, den er zu bewachen hat. Der Hund knurrte und lachte, er stieß kurze, vergnügte Laute aus, als springe er an einem Menschen hoch, der ihn streichelt; der Hund war selig und dankbar und von Zeit zu Zeit blaffte er kurz, wuff, wuff, komm doch, komm doch, wuff. Sie glaubte zu sehen, wie er die Vorderpfoten vor sich auf den Boden und den Kopf darauf legte, ganz tief, daß er die Erde zwischen den beiden Füßen berührte, aber das Hinterteil hob er hoch in die Luft, sie sah ihn vor sich, wie er dabei vergnügt mit dem Schwanze wedelte und wie er jetzt aufsprang und davonjagte, im Kreise herumlief und dabei vor Freude bellte. Und jetzt wälzte er sich wohl gar auf dem Rücken. Sie

kannte das, denn sie hatte oft genug am Tage zugesehen, wenn der Fremde mit dem Hunde spielte.

Bertheline erhob sich, ging leise zur Tür, um die beiden Schlafenden nicht zu stören, öffnete, es war ja dunkel im Raum, es konnte kein Lichtschein auf den Hof hinausfallen, sie zog die Tür wieder hinter sich zu und stand im Schatten des Hausdaches.

Drüben aber, auf dem Dach der Hundehütte, die im Schein des Mondes stand, saß der Mann. Sie hatte es ja gewußt. Sie erkannte ihn sofort. Er saß, wenn er, nach dem Essen etwa, einmal eine Pause in der Arbeit machte, gern dort auf der Hundehütte, denn sie stand geschützt gegen den Wind, und die Sonne schien fast den ganzen Tag über dorthin.

Jetzt saß er also dort im Mondschein. Es war bitter kalt für jemand, der aus der warmen Stube kam, aber der Mann dort drüben spürte die Kälte nicht. Der Hof lag dunkel und ruhig, der Abendwind war längst zur Ruhe gegangen, die Menschen in dem Wohnhaus schliefen fest, es war schon lange kein Licht mehr in den Fenstern der Stube; auch die Kühe schliefen im Stall und muhten manchmal nur leise im Schlaf. Aber der Mann schlief nicht. Er saß auf der kleinen Hütte dort drüben und spielte mit dem Hund. Der

Hund sprang um ihn herum, legte sich dicht vor dem Mann auf die Erde und bellte ihm auffordernd zu, wuff, wuff, komm doch, wuff, wuff, dann sprang er plötzlich zur Seite, weil der Mann eine Bewegung gemacht hatte, und bellte, denn er sah, daß er sich wieder hatte täuschen lassen, und legte sich wieder vor ihn hin, wuff, blaffte er, wuff, wuff, wuff. Aber der Mann kam nicht. Da sprang der Hund auf und bellte ihn an, bellte lauter, Faulpelz, bellte er, Langweiler, komm doch, fang mich doch, Zweibeiner, er bellte laut und herausfordernd und vergnügt. Bertheline mußte lachen über den Tolpatsch. Sie kannte ihn ja gut. Und er war so versessen auf sein Spiel, daß er gar nicht merkte, daß seine Herrin drüben vor der Tür stand. Er bellte, er spielte, er war selig.

Doch da hob der Fremde den Arm und sagte leise und lachte dabei tief im Halse: „Wirst du wohl ruhig sein, du Lumpenvieh. Du weckst ja die Flammende auf, und den alten Knochen dazu und das kleine Weiblein. Still, du Mistvieh, du brauner Wirbelhund, sie soll schlafen, die Blondhaarige; die Bäuerin ist müde, bist du wohl gleich ruhig. Ich sperre dich an deine Kette, komm Freundchen, komm, komm. Wir dürfen sie doch nicht stören, du bist doch auch ihr guter Freund, du wirst doch dein Frauchen nicht auf-

wecken, komm zum Herrchen, du Scheusal, du bellendes. Komm her, du Lump, du Lumpenhund ..."

Er lachte dabei und doch war ein wilder Schmerz in der Stimme, er flüsterte und schließlich packte er den Hund und drückte ihn an sich und sprach mit ihm, leise, sprach und flüsterte, und der Hund war wie toll vor Freude, zitterte am ganzen Körper vor Aufregung und Liebe, drängte sich an den Mann und ließ sich streicheln.

Das hatte der Hund noch nicht erlebt hier in diesem Frankreich, in den Bergen, auf dem Hof. Man stellte ihm seine Schüssel hin, Bertheline streichelte ihn wohl auch einmal kurz, aber der Hütejunge prügelte ihn, sobald der Junge den Hund sah, und Maurras, so alt er war, der alte Knochen, die vertrocknete Tigerimitation, es reichte doch dazu, daß er ihm einen Fußtritt gab. Das waren die Freuden seines Alters, zwei, drei Schnäpse am Tage und ein paar Fußtritte für den Hund.

Im Schatten des Hausdaches aber stand Bertheline. Es war still auf dem Hof, kein Wind ging, es war kalt, aber das junge Weib spürte keine Kälte, sie lehnte an der Wand und hörte den Taubstummen sprechen. Der Mann war kein Krüppel, der Mann konnte nicht nur hören, er konnte auch sprechen, nun hatte sie es einwand-

frei. Er hatte sie alle angeführt, hatte ihnen Theater vorgespielt, ein großartiges, gutgespieltes Theater, er war hier auf diesem Hofe umhergegangen, und niemand ahnte, was dieser Mann dort war.

Denn er sprach nicht französisch. Im ersten Augenblick hatte die Flamande am Tonfall der Stimme ihre Muttersprache zu erkennen geglaubt, hatte gedacht, es sei flämisch, was der Fremde flüsterte, der braunumstrüppte Wanderer; aber es war nicht flämisch. Er flüsterte nur, und darum war es schwer zu verstehen. Aber ihre Frau in Paris, damals, als sie Dienstmädchen bei der fremden Familie gewesen war, die Frau hatte auch einen Hund gehabt, sie hatte oft mit ihm gespielt, sie hatte ihm oft und oft zärtliche Schimpfworte zugerufen, und das waren wohl in dieser ganzen Sprache überall die gleichen Worte. An diesen Worten erkannte die Flämin, was der Mann dort für ein Mann war, an Worten wie Scheusal, Lump, Hundetier erkannte sie es.

Der Mann war ein Deutscher. Und es war Juli 1919, seit ein paar Tagen erst war Friede. Der Mann war ein Spion. Darum verstellte er sich, darum spielte er den Taubstummen. Damit die anderen unbedenklich redeten und er ihnen zuhören konnte.

Der Hund bellte plötzlich anders als bisher, er machte sich von dem Fremden frei, er jagte über den Hof auf die Haustür zu, auch der Mann hatte den leisen Wehelaut gehört, er lief hinter dem Hunde her, aber er fand Bertheline nicht mehr. Die Tür war von innnen verriegelt, der Hund stand draußen und schnüffelte an dem Spalt über der Schwelle und dann bellte er freudig. Doch die Tür öffnete sich nicht.

Der Mann aber stand auf dem Hof im Mondschein, er hatte versucht, die Tür zu öffnen, aber sie gab dem Druck seiner Hand nicht nach. Er sah dem Hunde zu, der immer wieder die Nase an den unteren Rand der Tür hielt, an den Spalt zwischen Tür und Schwelle, und laut die Luft einzog. Der Hund winselte bittend, blaffte ungeduldig, sprang am Türrahmen hoch, legte die Pfoten auf den Türgriff, bellte auch den Mann auffordernd an: so mach doch auf! sagte er zu ihm. Aber der Mann stand da und starrte auf die Tür. Er erkannte, daß hinter der Tür ein Mensch stand, der nicht wollte, daß er öffne, der Hund zeigte ihm mit seinem Benehmen sehr deutlich, wer es war, wer da, keinen Meter von ihm entfernt, nur durch ein paar Holzplanken von ihm getrennt, im dunklen Hausflur sich an die Tür lehnte, sich ruhig verhielt, um sich ja nicht

zu verraten, und doch wußte, daß er schon verraten war.

Nur an der Flämin hing das Tier so, daß es sich hier so aufgeregt gebärdete.

Der Kriegsgefangene Rudolf Bunk aber — denn es ist nun nicht mehr länger zu verheimlichen, wen wir da vor uns haben, an einem Abend im Sommer, tief in der Einsamkeit der Auvergne, auf einem Bauernhof in zwölfhundert Meter Höhe, auf dem Berge Mont-Dore — der Kriegsgefangene Rudolf Bunk aus Wongrowitz in Posen stand da mit geballten Fäusten und wild klopfendem Herzen. Er wußte nicht, daß es vorhin zu dem Hunde laut gesprochen hatte, es war aus dem Spielen und Pfeifen und lautlosen Lachen von selbst ein Flüstern und Murmeln geworden — er stand da, schweigend, in der Kälte der Nacht, ratlos, von seiner Leidenschaft ergriffen, und mußte sich Gewalt antun, die Tür nicht aufzureißen, das Mädchen, das blonde, schlanke, adelige Geschöpf nicht in die Arme zu nehmen und ihr zu sagen —

Ja, was sollte er sagen? Ich bin Kriegsgefangener, bin auf der Flucht, ich habe nichts, kein Haus, in dem ich sicher bin, aber ich liebe dich; jeder Mensch, jedes Kind, dem ich verdächtig bin, kann mich anzeigen, jeder Gendarm kann mich festnehmen. Aber ich liebe dich, Bertheline. Ich

will hinüber zur Grenze, will in die Schweiz, die ist neutral, komm mit, komm mit mir, ich bettele für dich, ich trage dich auf den Händen, wir gehen in meine Heimat, hehe, ich liebe dich, Flammende. So konnte er zu ihr sprechen. Noch mehr konnte er sagen: Dein Mann ist gefallen im Kampfe gegen mich und meine Leute, aber i ch, ich liebe dich. Du hast jahrelang um ihn geweint, Bertheline, aber das macht nichts, vergiß es, streich es aus, nun bin ich da, ich liebe dich, ich, der großartige Kriegsgefangene, der Prisonnier de guerre Nummer Soundsovieltausendsoundsoviel.

Deine Leute haben Frieden gemacht, das nennen sie Frieden, lassen uns nicht nach Hause, jetzt, im Juli 1919, von allen anderen Dingen nicht zu reden, Bertheline, obwohl es einem Manne schwerfällt, einem Deutschen, n i c h t davon zu reden. Nein, sie lassen uns nicht nach Haus, Frankreich ist arm, sagen sie, ist ein armes Land, die Gefangenen müssen für Frankreich arbeiten, es sollen möglichst viele hier verrecken in Frankreich, so wie die schweren deutschen Lokomotiven überall auf den Gleisen herumstehen, auf jedem kleinen Bahnhof, und verrosten. Aber Deutschland muß zahlen, le boche payera tout, der Gefangene muß zahlen, was brauchen die Gefangenen nach Hause zu gehen, jetzt, im Juli 1919. Da sind

ja andere zu Hause, Polen sind da, die sorgen zu Hause für uns, für die Mutter, für den Vater. Und ich spiele hier den Taubstummen, könnte schon weiter sein, schon längst weiter, in den Cevennen, jenseits der Rhone, aber bleibe hängen, liebe dich, sehr einfach, liebe die Bertheline und vergesse mich.

Wongrowitz, die Welna, die Wiesen und die Getreidefelder, da ist jetzt auch Sommer, polnischer Sommer ist da, da hat's geknallt, und wir, wir standen hinter Stacheldraht, wir halten das nicht aus, müssen nach Haus.

Ausgekniffen, Zivilkleider besorgt, den Taubstummen gespielt, gewandert und gewandert durch das fremde Land, durch die Ebene, im Sand, in der Sonne, im Regen durchnäßt bis auf die Haut, im Gebüsch geschlafen oder in verlassenen Schuppen, in leeren Güterwagen gefahren, ein paarmal auch von Bauern mitgenommen auf einer Pferdekutsche, nachts gewandert und am Tage gewandert, über Hügel und Berge, an Flüssen entlang, im Staub, in der Hitze, Sterne über mir in der Nacht, immer nach Osten gelaufen, nach Osten, dorthin, wo die Sonne aufgeht, die Sonne über Wongrowitz im Posener Lande, da sind wir daheim, da gehören wir hin, in den polnischen Wind, der jetzt dort weht.

Da ist der Wind polnisch geworden, und die Sonne ist polnisch geworden, und die Sterne in der Nacht und der Mond und die Wolken vor dem Mond, und die weißen Birken, die Kiefernwälder, Garten und Wiese und Fluß, alles ist polnisch geworden, nur das Würgen hier im Halse, das ist deutsch geblieben, und die Faust und das, was hier pocht, hier, lege den Kopf mir an die Brust, hörst du, wie es pocht, das Herz, das Blut — das ist deutsch geblieben, wird deutsch bleiben, wird immer deutsch bleiben.

Und doch liebe ich dich, Bertheline. Darf ich das, Bertheline? Bist kein Polenmädel, ich weiß, du — blond und blau und zart und fest, schmale Lippen und ein schmales Gesicht, Herbheit um den Mund, Feuer in den Augen, ein stolzes, gefährliches Feuer, zarte, kleine, feste Brüste unter einem weißen Leinenhemd, und was mehr ist, ein Herz darunter, ein Weiberherz, ein Frauenherz, ein Herz, das zu dir paßt. Und zu mir.

Aber ich liege auf dem Stroh im Kuhstall, in der Nacht, wälze mich umher und beiße mir in den Arm, um das Schreien hinunterzuwürgen.

Abends, wenn die Sonne hinter mir versank auf der langen, langen Wanderung — ach, laß sie versinken im Westen, was geht uns der Westen an, im Osten liegt der Rhein, und dahin-

ter, noch weit, weit dahinter, Meilen und Meilen weit liegt Posen.

Weißt du, wo Posen liegt, Bertheline, die ich liebe, blonde Bertheline, zarte Bertheline? Wie sollst du es wissen! Posen mit den Kiefernwäldern, Wacholder stehen zwischen den Stämmen, blaue Seen leuchten durch die Bäume und Wiesen, grüne, blumenübersternte, grüne Wiesen. Und die Roggenfelder sind jetzt gelb, denn es ist Juli, weite, gelbe, unendliche Roggenfelder, hügelauf und hügelab, rot brennt der Klatschmohn am Rande der Ährenfelder, und blau, tiefblau leuchten Kornblumen im gelben Wogen der Halme, so blau wie deine Augen unter den goldenen Wellen deines Haares; blau sind die Kornblumen und dir und mir schöner als der Enzian, Bertheline, denn auch du bist ein Kind der Ebene, Kornblumen und Klatschrosen wehen auch im Flandernwind, von dem das Lied sang, dein Lied, heute abend am Herd in der französischen Bauernhütte. Blau ist die Ferne, und der Sommer ist heiß, eine Britschka fährt durch die Felder, zwei braune Pferdchen davor, und wir sind Deutsche dort im Lande, das sie jetzt polnisch gemacht haben, die in Paris, deine Leute, die uns nicht nach Hause lassen, so daß wir wandern müssen, mit schmerzenden Füßen und Haß im Herzen.

Unsere Augen brennen in der Nacht, wenn wir an Deutschland denken, hinter dem Stacheldraht oder hier im Kuhstall, in unserem Verschlag, aber am Tage sind sie kalt und gleichmütig, und nur tief drinnen ist ein Schimmer, er ist die Sehnsucht nach der Heimat und dem Vaterland.

Und dann sehe ich dich, blond, schlank, zart und fest, tiefe blaue Augen, dein flammendes Herz, ich liebe dich, auch du liebst mich, ich weiß es, aber wie soll das ausgehen, Bertheline?

Und so fand sich der Mann auf dem Stroh in seinem Verschlag wieder und er wußte nicht, wie und wann er dahin gekommen war.

So fand er sich auf seinem Strohlager, in der Nacht, es war finster im Kuhstall und finster in seinem Hirn, aber eine rote Glut brannte in seinem Herzen. Der Morgen kam, der Mann aber schlief nicht. Durch Spalten und Ritzen drang die Sonne, Türen gingen auf dem Hof, niemand kam, ihn zum Frühstück zu rufen. Er stand auf, wusch sich, es ging schnell, er hatte wilde Bewegungen, er packte seine Habseligkeiten zusammen, klopfte die Decke frei vom Stroh, rollte sie um sein bißchen Kram herum, ver-

schnürte alles mit einem Bindfaden, nahm den Riemen, schnallte ihn um die Decke, warf den Pack über die Schulter, krallte sich die Filzbaracke von einem Holzhaken, da stand noch der Lorbeerstock in der Ecke, er griff danach, er lachte häßlich, sein Mund war verzerrt, ja, wir haben Lorbeeren geerntet, Lorbeeren haben wir uns geholt. Auf, Bunk, wach auf, es ist Zeit; nach Osten, nach Deutschland geht die Reise, sie werden dich schon schnappen vorher, aber es ist nun gleich, auf, versuch's, vielleicht kommst du doch hinüber, geh in die Schweiz, die ist neutral. Da bist du sicher, vor Stacheldraht, vor Liebesschmerz. Warum ist dein Herz nicht auch neutral? Immer trocken, immer die gerade Straße entlang, nach alltäglichem Mittelmaß, das hast du nie gekonnt, das mußt du lernen. Geh, Bunk, geh, sonst bleibst du hier hängen, sonst sagst du ihr noch, wer du bist, und sie läuft zur Polizei und zeigt den boche an, den Barbaren, den Kriegsgefangenen. Trau keinem Weibe, und einer Belgierin schon gar nicht.

Er stand hinter der Tür, lange, schmerzverzerrt war sein Mund — aber dann raffte er sich zusammen, schlug die Hand auf den Griff, stieß die Tür auf, ging auf den Hof hinaus, ging hinüber zum Wohnhaus. Er wollte sich verabschieden, es war beschlossen.

Doch als er in die Haustür treten wollte, stand Bertheline vor ihm, blaß, mit einem Beben in den Augen, sie tat, als sei sie ganz ruhig, ganz überlegen, sie lehnte sich an den Pfosten, sie sprach von oben herab zu ihm, höhnisch — aber ihre Augen waren dunkel vor Schmerz, und diesmal ließ sich Rudolf Bunk nicht täuschen.

„Ah, violà! Monsieur will gehen. Der Herr hat gemerkt, daß er entdeckt ist. Er weiß, was man weiß. Der Herr Taubstumme kann sprechen, er kann hören, er ist nicht stumm, der Herr ist nicht taub, keineswegs."

So redete sie, hohnvoll, zornig; aber bitterster Schmerz war in ihrem Blick, ihre Lippen zuckten und die Mundwinkel verzogen sich. Sie stand vor ihm, er sah sie an, er hatte das Bündel über die Schulter geworfen und den Knotenstock in der Hand. Sein Blick verwirrte sie, es war Trauer darin, unsagbare Liebe und eine jammervolle Hilflosigkeit.

„Mach mir's nicht so schwer, Bertheline", flüsterte er. Er sprach die ersten Worte zu ihr.

„Der Herr kann auch küssen, er küßt fremde Frauen, dann läßt er sie stehen, er schämt sich doch wohl ein wenig, der Herr Taubstumme, der einen aushorcht, der sich einem ins Herz stiehlt, der sagt, er ist taub, er ist stumm, und er horcht

zu, was wir reden, man glaubt ihm, man vertraut ihm..."

Aber nun ist es schon haltloses Weinen, sie kann fast nicht mehr stehen, sie hält sich am Türrahmen fest, aber dann rafft sie sich noch einmal auf:

„Spion! verfluchter, elender Spion! Verräter!" ruft sie und läuft davon, an ihm vorbei, über den Hof, läuft um die Hausecke.

Der Mann hat die letzten Worte verstanden, er hat überhaupt alles gut verstanden. Er hat ihre Tränen gesehen, ihre Verlassenheit, den zuckenden Schmerz.

Er sieht ihr lange nach. Dann geht er langsam über den Hof, nun schreitet er mit eiligeren Schritten um die Hausecke und sieht sie über die Bergwiese nach dem Lärchenwäldchen zu laufen. Mit entschlossenen Schritten geht er hinter ihr her und findet sie auf der Lichtung an dem kleinen, künstlichen Teich, sie liegt auf dem Gesicht, ihre Schultern beben, und sie weint.

Er läßt das Bündel zur Erde fallen und setzt sich stumm neben sie auf die Erde.

So sitzt er lange. Aber sie hört nicht auf zu weinen. Sie hat ihn kommen hören, wollte zornig aufspringen, davonlaufen, aber ihre Kraft ist erschöpft, sie schlägt wütend mit der Faust

auf den Boden und weint, ihre Schultern beben, sie schluchzt laut, sie macht sich nichts daraus, vor dem fremden Mann zu weinen, ihr Stolz ist dahin, es ist ihr alles gleichgültig. Es war ein Sturm der Erschütterung, der Freude über sie hingegangen, als sie erkannt hatte, daß er, den sie liebte, kein Krüppel ist, daß er hören und sprechen kann und nicht taub, nicht stumm ist. Doch in dem gleichen Augenblick hatte sie erkannt, welche Sprache er redete, sie war auf die Höhe des Glücks gerissen worden, nur, um sofort tiefer zu stürzen, als sie je in Jammer und Sehnsucht gelegen hatte.

Das ist zuviel gewesen.

Nun liegt sie hier auf der Erde, die allein war in allen diesen Jahren; im Dorf eine Fremde, gleichgültig den einen, gehaßt von den anderen; den Schwiegereltern eine Arbeitskraft und nicht mehr; von Vater und Mutter getrennt seit einer Ewigkeit, ohne zu wissen, ob sie noch leben, ob sie nicht von Granaten zerrissen worden sind; so hatte sie gelebt in diesen Jahren, toteneinsam in ihrer blühendsten Jugend, fern von der Heimat, der Ebene, den Freunden...

Und nun war einer gekommen, der ihr Herz überrannt hatte im ersten Blick, und er war ein Feind, ein Theaterspieler, ein Spion.

Sie weint, es ist kein frohes Weinen; dieser Schmerz beruhigt sich nicht, er gewinnt neue Kraft aus jeder Träne.

Schließlich berührt er zaghaft mit einer Hand ihre Schulter. Sie schüttelt wütend die Hand ab. Soviel Kraft hat sie noch. Wieder sitzt er schweigend da.

Dann fängt er an zu sprechen.

„Es ist wahr, Bertheline, ich bin nicht taubstumm. Ich habe dich betrogen. Aber wußte ich denn, wie es zwischen uns werden würde, als ich damals auf den Hof kam."

Seine Stimme ist trübe. Aber sie hört doch zu, er merkt es. Sie hofft immer noch, sie weiß nicht, worauf. Er hat gute Augen, das weiß sie; seine Stimme ist warm und traurig. Zum erstenmal hört sie diese Stimme laute Worte sprechen. Die Stimme ist wie der Mann, kraftvoll und zart.

„Ich muß nun weitergehen. Man hält uns zurück, man läßt uns nicht in die Heimat. Ich bin geflohen. Ich kann nicht leben hinter dem Stacheldraht."

Rudolf Bunk hat das Wort gehört, das sie vorhin in der Tür zu ihm sprach. Sie hat „Spion" gesagt. Aber er kann nicht annehmen, daß sie es ernst meint, daß sie dieses Wort wörtlich meint. Denn was sollte ein Spion hier in

der Auvergne, in der Einsamkeit der Berge, bei armen Gebirgsbauern?

Sie aber — woher soll sie wissen, daß es jetzt noch Kriegsgefangene in Frankreich gibt? Vor acht Monaten schon ist Jacques Maurras, ihr Schwager, aus Deutschland zurückgekehrt, wo er ein Jahr in Gefangenschaft gewesen. Natürlich glaubt sie, auch die deutschen Gefangenen seien schon längst in ihrer Heimat. Der Krieg ist doch schon lange aus und vorbei, wenn auch erst in diesen Tagen der Friede endgültig geworden ist; aber es ist doch Waffenstillstand seit dem Herbst. Daß noch Hunderttausende in Frankreichs Gefangenenlagern zurückgehalten werden und nicht wissen, wann sie freigelassen werden sollen, wie soll sie das ahnen. Liest man Zeitungen auf dem Mont-Dore? Und steht denn überhaupt ein Wort davon in den Zeitungen?

So liegt sie da und lauscht seiner Stimme; diese Stimme beglückt sie, denn sie ist klangvoll und warm. Und die Trauer darin berührt das Herz der Frau.

Er schweigt. Sie aber denkt: warum spricht er nicht weiter?

Und plötzlich ist eine Frage in ihr: was hat er da von Stacheldraht gesagt? Was meint er denn damit? Und daß er nicht in die Heimat fahren darf? Hat er nicht gesagt, er sei geflohen?

Er ist in Not, er ist auf der Flucht, er darf nicht in die Heimat... aber dann ist er doch kein Spion, kein Feind...

Er legt wieder seine Hand auf sie, auf ihren Arm, ganz vorsichtig, sehr zaghaft. Fast muß sie lächeln. Denn sie denkt daran, daß er gestern einfach ihren Kopf genommen hat und sie küßte, ohne sie vorher zu fragen, ja, ohne überhaupt nur von ferne auf den Gedanken zu kommen, daß er fragen müsse... Oh, wie konnte er küssen! Sie schüttelt diesmal seine Hand nicht ab.

„Mach es mir nicht zu schwer, Bertheline. Sieh, ich bin Kriegsgefangener, es kann nie etwas aus uns werden. Aber du wirst mich nicht verraten. Ich bin ein armer Hund, du wirst nicht wollen, daß sie mich wieder in das verfluchte Lager stecken. Ich werde weitergehen, und du wirst mich vergessen."

Er schweigt wieder und wartet auf eine Antwort. Sie aber liegt immer noch auf dem Gesicht, beide Hände neben dem Kopf in das Gras gekrallt, aber sie weint nicht mehr, sie hat zugehört, sie sinnt den Worten nach.

Aus ihrer Brust befreit sich ein leiser Laut, er schwingt sich hoch, flattert durch die Baumkronen, hebt sich in das Blau hinein, ein singender, jubelnder Lerchenton schwebt über den Bäumen des kleinen Wäldchens, erfüllt ihr Ohr,

ihr Herz, eine Lerche singt und jubelt unter dem Himmel.

Er sieht sie an, denn sie hat sich aufgerichtet, sie blickt ihn mit großen Augen an, sie kniet vor ihm, der auf dem Boden sitzt, sie stützt die Hände neben den Knien auf die Erde. Und nun ist seine Stimme nicht mehr trübe. Er lächelt fast. Aber seine Stimme schwankt, da er ihr neues Gesicht sieht.

„Ja, ich liebe dich, Bertheline. Ich bin ein deutscher Kriegsgefangener, der aus seinem Lager geflohen ist. Und ich liebe dich, Flamande."

Er sieht sie fest an. Und hebt die Hände und zieht ihren Kopf wieder zu sich heran wie am Tage zuvor, legt die Hände um ihr Haar und küßt sie.

Sie aber hat die Augen weit geöffnet, sie läßt sich küssen. Jetzt begreift sie, und das Verstehen tritt in ihre Augen, das Herz einer Frau entscheidet schneller als der schnellste Verstand, es löst sich alles viel, viel schöner, als sie jemals hat hoffen können. Er ist kein Spion, er ist auch kein Verbrecher, kein Dieb, kein Einbrecher, er ist ein Gehetzter, ein Gejagter, den sie lieben darf aus vollem Herzen.

Sie legt inbrünstig ihre Arme um seinen Hals, das Glück zieht in die Erschauernde ein, sie gibt sich dem Augenblick hin, sie läßt sich küssen und

sie gibt die Verlassenheit, den Schmerz, die Sehnsucht ihrer Jugend in diesen heiligen Kuß, den ein Mann und ein Weib sich geben an einem Sommermorgen auf dem Berge Mont-Dore in Frankreich.

Sie halten sich zart und scheu voneinander fern und sind doch von inbrünstiger Sehnsucht nacheinander verzehrt worden in diesen letzten Tagen und Nächten.

Immer noch schwebt der jubelnde Lerchenton im Blau des Himmels, über den Kronen der Bäume. Nun hört auch Rudolf Bunk das flatternde, schluchzende Singen. —

Viele Stunden später waren sie auf dem Wege zum Gipfel des Mont-Dore. Sie hatten das Hutzelweiblein und den Wolkenschädel vergessen, sie ließen die beiden alten Leutlein sich um die Kühe kümmern, sie stiegen Hand in Hand über die Felsen zum Gipfel hinauf. Die Sonne brannte heiß, auf jedem Fleckchen Erde zwischen den Felsspalten blühten Blumen, bis sie in den kahlen Stein kamen. Aber sie stiegen höher, stützten einander, halfen sich, boten sich die Hand und gelangten schließlich hochatmend auf die schmale Kuppe, die der Berg in den Himmel hinaufhebt. Sie standen oben, und das Haupt, das Felsenhaupt war ein Trost für den Wanderer — stärker als ehedem, als an dem

letzten Tage seiner Wanderung, damals, als er ihn von weitem gesehen hatte.

Neben dem Mann stand die Frau, und sie sahen beide nach Osten. Aus dem Osten steigt der Morgen herauf, Rosen im Haar und ein Lied auf den Lippen.

Im Osten lag die Heimat, weit hinter den Bergen, die alte Heimat des Mannes. Auch die neue Heimat der Frau?

Hier oben auf dem Gipfel ließen sie sich nieder, sie lagerten hoch über aller Welt und nur die Häupter der anderen, kleineren Berge waren Zeugen ihres Glücks.

Rudolf Bunk war in den drei Jahren seiner Gefangenschaft, in den Jahren hinter dem Stacheldraht und auf den Holzpritschen, in dieser Zeit des bitteren Entbehrens nicht gierig geworden und so wurde er nun vor der nahenden Erfüllung dieser Liebe ehrfürchtig.

Bertheline aber, die vor Jahren Stürme wildester Leidenschaft über sich hatte ergehen lassen, die sich einer fressenden Gier, einer Liebe ergeben hatte, die sich in Verzweiflung und Todesangst zu wütender, selbstquälerischer Wollust gesteigert, Bertheline empfand mit scheuer Hilf-

losigkeit die dankbare Andacht des Mannes vor dem Wunder, das sich mit ihnen begab.

Sie lagerten nebeneinander auf dem Gipfel des Berges, und er, der nun schon zweimal ihren Kopf in seine Hände genommen und ihre Lippen gesucht und gefunden hatte, der sie mit großartiger, fast etwas prahlerischer Selbstverständlichkeit schon zweimal geküßt hatte, er hatte seitdem kaum mehr gewagt, als den Arm um sie zu legen. Und während sie nun sich an ihn schmiegte, den Kopf auf seinem Arm und die Augen auf ihn gerichtet, lag er auf dem Rücken, das Gesicht dem Blau über ihnen zugekehrt und schwieg und rührte sich nicht. Sie aber lag mit weit offenen Augen, blickte ihn an und wartete.

Der Himmel schwieg und auch die Erde schwieg, hier oben auf dem Berge. Nicht ein Vogel rührte seine Stimme. Zwei Herzen klopften.

Und wieder später erhielt Bertheline einen neuen Namen, den er ihr atemlos zuflüsterte im Sturm ihrer Leiber, einen Namen, der sie aufglühen ließ in heißer Freude, der ihm zugeflogen war vor Tagen schon von Nirgendwoher, den er ihr bebend ins Ohr rief, den er zwischen brennenden Küssen ihr auf die Lippen preßte, Flamande! flüsterte er, Flammante, Flammende, Brennende, Glühende, Flammante! Und sie loderte wie die Sonne, die auf die bei-

den Menschen aus tiefklarem Himmel herniederbrannte mit verzehrenden Strahlen, es knisterte in ihrem Leibe, es flammte und rauschte das rote Feuer der Leidenschaft.

Als sie in der beginnenden Dämmerung, von der Sonne eines heißen Tages durchglüht, zu den drei kleinen Häusern hinunterstiegen, waren sie wieder scheu wie zwei junge Menschenkinder in der Zeit ihrer ersten Liebe und hatten sich doch schon aus allen Bechern getränkt.

Sie gelangten erst in voller Dunkelheit auf den Hof zurück. Der Mann hatte aus dem Lärchenwäldchen sein Wandergepäck wiedergeholt, das er am Morgen dort gelassen hatte. Es ging nun keine Rede mehr davon, daß er weiterwandern müsse. Er hatte eine neue größere Verantwortung auf sich genommen, aber sie machte ihn heller und stärker. Noch konnte er nicht ahnen, wie es nun weitergehen würde, doch war er nicht gesonnen, das heute Errungene aus den Händen zu lassen.

Er holte den großen Hauklotz vom Hof und stellte ihn an die Rückwand des Kuhstalles, an jenen Platz, von dem er des Morgens gern in das Tal sah. Der Hund kam mit ihm und begrüßte seine Herrin. Der Mann setzte sich auf den Klotz, zog Bertheline auf seine Knie und hüllte sie und sich selbst in seine Decke ein. So

saßen sie lange, ruhig, ohne zu sprechen, an die Wand des Stalles gelehnt. Der Hund schlief zu ihren Füßen.

Es war ein milder Abend. Klar und nüchtern stieg der Mond über die Kuppen der fernen Berge herauf, still sprach die Nacht, klar war das Dunkel in den Schatten, nüchtern brannten die Sterne am Himmelsbogen, trockenes Wasser, ruhender Wind, ebener Berg, Gebirge des Tals.

Später nahm er sie mit in seinen Holzverschlag. Ach, Bertheline war eine Bäuerin und der Mann ein Kriegsgefangener. Sie waren nicht verwöhnt. Sie waren derb und zart, abgehärteten Leibes und scheuer Seele in einem, ihre Gefühle brausten daher wie die Frühlingsstürme um den Mont-Dore oder sie waren still und klar wie ein heller Sommertag über dem blühenden Hang. Nur das Säuseln war ihnen fremd.

Erst kurz vor der Morgendämmerung schlüpfte sie hinüber in den Wohnraum des Hauses, in dem die Alten schliefen.

In den letzten Tagen war einige Male Jacques Maurras auf dem Hofe gewesen, um seine Eltern zu besuchen. Er hatte noch immer Urlaub und wohnte unten auf seinem Hof bei den

Teichen. Vielleicht brauchte er gar nicht mehr zurück in die Garnison oder doch nur auf kurze Zeit, denn der Frieden war ja nun unterzeichnet, und die Bauern waren auf den Feldern notwendiger als in der Kaserne.

Der Mann hatte ihn bisher kaum beachtet. Er hatte auf dem Strohdach gestanden, mit seiner Arbeit beschäftigt; er hatte gesehen, wie die Alten wohl einmal zu ihm hinaufwiesen, hatte erkannt, daß man von ihm spreche, daß man ihn lobte; er hatte wohl auch einmal ein paar Worte aufgefangen, wenn der Wind günstig wehte. Aber er hatte sich nicht viel um den Franzosen gekümmert, und Jacques Maurras, dem die Alten erzählten, der fremde Landstreicher sei taubstumm, hatte auch kein Verlangen gezeigt, sich ihm zu nähern. Bei den Mahlzeiten aber war der Schwager Berthelinens niemals zugegen gewesen, denn er aß unten auf dem eigenen Hof.

An diesem Sonntag aber, den die beiden auf dem Gipfel des Berges zugebracht hatten, war er lange bei den Eltern geblieben. Denn es war offensichtlich, daß Bertheline und der Fremde, die ohne Gruß, ohne ein Wort zu sagen, davongegangen waren und sich den ganzen Tag über nicht gezeigt hatten, in besonderem Einvernehmen gehandelt hatten. Der alte Maurras hatte

mit grimmig zusammengezogenen Augenbrauen und dummen Augen verbissen nach seiner Schwiegertochter gesucht und fand erst spät, daß der Fremde alle seine kümmerlichen Habseligkeiten mitgenommen hatte. (Seine Frau hatte das alles schon am frühen Morgen entdeckt, denn ihr erster Gang war hinüber in den Kuhstall gewesen, als sie erkannt hatte, daß Bertheline fehlte. Sie hatte es aber für besser gehalten, ihrem Mann nichts davon zu sagen.)

Der Wolkenschädel glaubte, die beiden seien durchgebrannt, er begann zu toben und Schnaps zu trinken, und schließlich holperte er hitzig den Weg hinunter zu seinem Sohn. Doch er kam nicht weit, Jacques begegnete ihm einige hundert Meter vom Hof entfernt; er war gekommen, den Eltern einen Besuch zu machen — und auch seiner Schwägerin, zu der ihn immer wieder eine geheime Zuneigung trieb, die ihm selbst noch nicht völlig bewußt war. Seine Frau Martha war tüchtig als Bäuerin, aber ein Reibeisen.

Jacques Maurras zeigte nicht, wie sehr ihn die Erzählung des Vaters traf. Er führte den alten Mann auf den Hof zurück, sprach auch mit der Mutter, und je aufgeregter der Vater sich gebärdete, um so ruhiger wurde der Sohn. Die Mutter sagte nur, Bertheline werde schon wie-

derkommen, man müsse warten. Übrigens habe die Flämin recht, der Mann sei ein Mann, das sei in Ordnung. Wenn sie, Jeannette Maurras, so jung wäre wie Bertheline und so lange einsam hier auf dem Berg hätte hausen müssen wie die Flämin, würde sie auch nicht anders gehandelt haben.

Der Wolkenschädel glotzte sie an. Er sah ihre schwarzen Augen blitzen, er dachte zurück an die Zeit, als er um seine Frau geworben hatte. Jacques Maurras bemerkte ein seltsames Lachen um den Mund seines Vaters. Der alte Knochen sah die Verwunderung in den Augen des Sohnes, wurde endgültig böse und sprach ein paar saftige Worte, wie sie nur uralten Bauern zur Verfügung stehen.

Schließlich war Jacques Maurras davongegangen mit dem Versprechen, am nächsten Tage wiederzukommen. Auf dem Heimweg schritt er in tiefen Gedanken dahin. Er war ein ordentlicher Mann, er war verheiratet, er erkannte, wohin das zwischen ihm und der Schwägerin hätte treiben können.

Die beiden alten Menschen wachten unruhig, besorgt, hitzig und zornig lange Zeit und warteten auf die Rückkehr Berthelinens bis lange nach Mitternacht. Als die Frau schließlich einmal sagte: „Sie ist die Bäuerin, nicht wir!“ da

stieg der Alte böse in sein Bett. Er schlief bald ein, er war solche Aufregung nicht gewohnt.

Am Morgen fand er es ganz in Ordnung, Bertheline schon am Herd stehen zu sehen, als er erwachte. Jetzt, da sie leibhaftig wieder da war, wagte er keinen Ton zu sagen. Sie war die Bäuerin, Jeannette hatte recht. Auch war es gut zu sehen, wie sie den Morgenkaffee bereitete. Und die Aufregung des gestrigen Tages hatte ihn angestrengt. Noch mehr hatte ihn mitgenommen, daß er die Kühe hatte versorgen müssen. Nun war sie wieder da. Es war ja alles gut, — wenn sie nur nicht wieder fortging.

Er kleidete sich an und hörte plötzlich seine Frau draußen auf dem Hofe verwundert etwas rufen, er hörte sie lachen, es klang fast, als schlage sie die Hände zusammen.

Die Tür stand offen. Bertheline hatte die Rufe der alten Maurras auch gehört, sie wandte sich der Tür zu, da trat ruhig der Mann herein und das Hutzelweiblein folgte ihm lachend.

„Sieh nur, Bertheline, sieh nur, es ist ein neuer Mann da."

Die Flämin stand mit dem Rücken am Herd, sie sah ihn zur Tür hereinkommen, vor wenigen Stunden erst hatten sie sich getrennt und doch zitterte ein Beben des Glücks durch ihren Leib, als sie ihn wieder vor sich sah.

Sie flog auf ihn zu, sie legte die Arme um seinen Hals, dem alten Knochen fiel fast der Bart herunter, Bertheline legte vor den Augen der beiden Alten ihre Arme um den Hals des Mannes, und der Fremde umfaßte sie, küßte sie, hob sie hoch in der niedrigen Stube, schwenkte sie einmal im Raum herum, setzte sie wieder ab und küßte sie noch einmal.

Und da mußte nun freilich auch Bertheline lachen, denn es hatte gar nicht mehr gekratzt und gekitzelt und gestochen. Der Mann hatte sich rasiert. Er hatte ein Rasiermesser in seinem Paket gehabt, und das hatte er hervorgeholt, denn er hatte etwas tun müssen, bis der Morgen heraufkam, und so hatte er sich denn eingeseift und rasiert, im Dunklen, im Kuhstall. Er hatte es dreimal tun müssen, denn er hatte ja keinen Spiegel, auch hätte er ohnehin nichts sehen können in der Dunkelheit des Kuhstalles. Aber als Bertheline ihn verlassen hatte, da hatte er nicht mehr schlafen können, es hatte ihn aufgetrieben, er war im Kuhstall auf und ab gegangen in seinen Holzschuhen — natürlich trug er seit langem schon Holzschuhe wie die anderen auch — und schließlich war ihm ein Gedanke gekommen und er hatte gelacht und sein Rasierzeug hervorgeholt und sich rasiert, von der Dämmerung bis zum Morgen hatte er sich rasiert. Er war

ein neuer Mensch, was brauchte er noch seinen braunen Bart!

Und Bertheline barg ihren Kopf an seiner Brust. Es war ja auch nicht gerade sehr hell hier in der kleinen Hütte. Es war gut so, sie war über und über errötet, denn nun kamen ihr die alten Menschlein wieder in den Sinn. Sie hatten ja alles gesehen. Aber sie blieb bei ihm stehen, die Arme um seinen Hals gelegt. Sie nahm nichts zurück von dem, was sie getan hatte. Nun mußten die anderen erst etwas sagen.

Und da hörte sie denn auch schon eine alte, böse, heisere Stimme:

„C'est maintenant lui le patron, hein?"

„Jetzt ist wohl e r der Bauer, wie?"

Bertheline hörte die Worte, sie hob den Kopf, dachte dem Ton der Stimme und dem Sinn des Gesprochenen nach, aber da hörte sie schon die Mutter Maurras sagen, ganz ruhig und still: „Ja. Jetzt ist er der Bauer."

Die Flämin horchte auch diesen Worten lange nach. Dann hob sie die Augen zu dem Manne auf — sie hatte immer noch die Arme um seinen Hals, nun trat sie ein wenig zurück, so weit, daß nur noch ihre Hände um seinen Nacken lagen, sie sah ihn an und dann sagte sie langsam:

„Ja, jetzt ist er der Bauer."

Am Vormittag huschte Bertheline, die schräg über den Hof zu den Kühen gehen wollte, plötzlich um die Hausecke zum Holzplatz. Der Mann hörte sie kommen, ließ die Axt fallen und breitete ihr lachend die Arme entgegen. Sie sprang mit einem Satz zu ihm, aber sie ließ sich nicht küssen. Sie sagte ihm eilig und leise, der Schwager komme den Weg zum Hof herauf, sie habe ihn soeben noch rechtzeitig gesehen, der Schwager werde mit ihm sprechen wollen, die Eltern hätten es ihr erzählt, er solle sich nicht verraten. Er sei doch taubstumm.

Sie drückte ihm einen heißen Kuß auf die Lippen, huschte davon bis zur Hausecke und ging dann ruhig und langsam auf den Hof zurück.

Der Mann war so lange taubstumm gewesen, er hatte mit großartiger Sicherheit seine Rolle gespielt, und wenn er einmal auf Mißtrauen gestoßen war, so hatte er niemals seine Unruhe zu erkennen gegeben. Aber nun hatte er angefangen zu sprechen, heiße, törichte Worte des Glücks in Deutsch, Französisch und Flämisch, gestammelte Worte nur, aber die Liebe hatte sie verstanden — nun war ihm, als könne er nicht mehr der Wanderer sein, der Mann, der Fremde. Der schützende Mantel war von seinen Schultern geglitten, er war nackt.

Aufgeregt sah er sich um, gleich würde der Franzose da sein, der Soldat, was sollte er tun? Er sah die Leiter, sie stand an das Dach des Kuhstalls gelehnt zwanzig Schritte von ihm entfernt, er ging auf sie zu, schritt von der Hausecke zum Kuhstall hinüber, sah undeutlich — denn er blickte geradeaus — zwei Menschen auf dem Hof beisammenstehen, nun war er schon an der Rückseite des Kuhstalls, er kletterte die Leiter hinauf. Er hatte noch an dem Dach zu arbeiten, hier oben war er sicher. Hier konnte man ihn vom Hofe aus nicht sehen.

Kaum war er jedoch oben an seinem Platz, da schlug er ärgerlich mit der Faust auf die Sprosse vor ihm. Was war denn in ihn gefahren? Warum wurde er denn unruhig? Was ging ihn der Franzose an? Warum sollte er nun auf einmal nicht mit diesem hier fertig werden? Er hatte sich doch sechs Wochen lang durchgebracht! Und nun auf einmal —!

Der Mann begann seine Arbeit am Strohdach. Am liebsten wäre er wieder an den Holzplatz gegangen, denn die Mutter Maurras würde sich wundern, weil er so wenig Holz gehackt hatte. Aber das ging nun nicht mehr, sie hätten ihn zum zweiten Male gesehen. Vielleicht reichte ihr auch der Vorrat, den er für sie gespalten hatte.

Hatten sie überdies nicht selbst gesagt, jetzt sei er der Bauer? Wem war er Rechenschaft schuldig?

Er begann zu arbeiten, er band die Strohbunde an die Holzlatten, nun war er wieder kühl. Schließlich pfiff er leise ein Lied vor sich hin. Aber er pfiff nicht einfach darauf los, pfiff nicht irgendein Lied, das ihm gerade in den Kopf kam, er war beherrscht genug, sich eine französische Melodie auszusuchen.

Doch ein Stachel blieb. Zwar kam es ihm nicht zum Bewußtsein, daß er sich heute, da sie ihn zum Bauern auf diesem Hof erklärt hatten, zum erstenmal gefragt hatte, ob wohl das alte Weiblein mit seiner Arbeit zufrieden sein würde. Bisher hatte er selbstherrlich getan, was er sich ausgesucht, was er für notwendig gehalten hatte.

Aber der alte Knochen mit der weißen Haarwolke um den dicken Schädel war böse. Der war nun nicht mehr einverstanden mit ihm, der hatte ihn noch nicht als patron anerkannt. Zahnlose wacklige Tiger können gut hassen, da sie nicht mehr beißen können. Sie wollen ihre Ohnmacht nicht sehen, sie w o l l e n nicht.

Das mahnte zur Vorsicht. Und war doch nicht der Grund, warum die Hände des Mannes unruhig arbeiteten. Er war nun wochenlang als Taubstummer umhergegangen, hier auf dem

Hof und vorher auf der zähen Flucht durch Frankreich, die kein Fliehen gewesen war, sondern ein geruhiges Wandern. Und die darum auch geglückt war, weil er es nicht eilig gehabt hatte, weil ihm immer bewußt gewesen war: wer langsam geht, kommt schneller auf den Berg, als der, der hastige Schritte macht oder gar läuft. Wer bergauf läuft, verliert den Atem, bekommt Herzklopfen, bleibt schließlich am Wege liegen, weil die Lunge ihm versagt.

Er hatte bisher ruhig seine Rolle gespielt, sicher, gelassen. Er hatte mit den Achseln gezuckt, hatte ein schmerzliches Bedauern zu erkennen gegeben, ein maßvolles Bedauern seiner selbst, wenn ihn jemand angesprochen hatte, ein Bedauern, das andeutete, er habe sich nun schon lange mit seinem Schicksal abgefunden, aber es sei eben doch schwer, n' pas?

Aber nun hatte er gesprochen, geflüstert, gelacht, nun war der schützende Mantel herabgeglitten. Und schon war er einige Minuten lang erschüttert gewesen. Eine Frau bangte um ihn, zeigte ihm ihre Sorge, ihre Angst — das war schwerer als bisher, da er allein gewesen war.

Vorsichtig, Bunk! sagte der Mann zu sich und pfiff sein Schangel-Lied. Ruhig, Bunk! sagte er sich. Das aber war vorher nicht nötig gewesen. Er arbeitete weiter, legte eine Lage

Strohgebinde über die andere, immer die untere zuerst, band sie fest, legte die nächste darauf. Dann darüber wieder eine weitere und arbeitete sich von unten immer höher zum First des Daches hinauf.

Er hatte längst gesehen, daß unten der Franzose und Bertheline standen, er hatte gehört, wie der Soldat der Frau sagte, sie möge den Mann herunterrufen. Der Soldat war in Uniform, in blauem Militärmantel. Der Mann hörte Bertheline schnippisch antworten: warum denn? Maurras könne doch genau so gut zu dem Fremden auf das Dach steigen.

Der Mann lächelte über die Worte Berthelinens, aber sein Gesicht verzog sich nicht. Er pfiff sich seine Franzosenmelodie. Maurras rief ihn an. Der Mann hörte nicht. Da steckte Maurras zwei Finger zwischen die Zähne und pfiff scharf und schneidend. Er sah dabei zu dem Mann hinauf. Aber der zuckte nicht zusammen, er arbeitete weiter, pfiff leise vor sich hin, schlug auch einmal mit weichem Hammerschlag einen Nagel in eine Latte, die sich gelöst hatte.

Maurras war wütend. „Eh là-haut!" rief er, „du da oben!" „Eh là-bas!" dachte der Mann, „du da unten." Und pfiff und band seine Strohbunde.

Maurras sah ein, daß er so nicht weiterkam. Er ging an den Fuß der Leiter und rüttelte daran. Das spürte der Mann. Er hörte auf zu pfeifen, sah nach unten, erblickte den Franzosen und tat ein wenig erstaunt, ein wenig nur, nicht zu sehr! Aber hinter dem Soldaten stand Bertheline und warf ihm, der oben auf dem Dach arbeitete, Kußhände zu. Der Mann setzte sich auf eine Leitersprosse, legte eine Hand über die Augen und sah zu dem winkenden Franzosen hinunter. Er legte eine Hand an sein Ohr und zuckte die Achseln. Ich kann nicht hören, machte er schmerzlich.

Der Franzose winkte.

Ich zu dir hinunter? Warum? machte der Mann. Ich habe zu arbeiten. Er zeigte mit der Hand auf das Dach. Siehst du, wieviel da noch zu tun ist? Dann deutete er auf Jacques Maurras hinunter und machte eine fragende Geste: Wer bist du überhaupt?

Maurras war wütend.

Der Mann zeigte auf Bertheline. Soll ich hinunterkommen? fragte er sie. Über ihr Gesicht lief ein heller Schein, sie nickte.

Gut, nickte er, schlug einen Nagel in eine Dachlatte, streifte die Tasche mit dem Werkzeug, die er an einem Strick um den Hals trug, über den Kopf und hing sie an den Nagel. Er hatte

Zeit, er machte alles schön umständlich. Dann stieg er die Leiter hinunter, er kehrte dabei das Gesicht zum Dach und hielt sich mit beiden Händen an den Holmen, rechts und links, und griff mit den Händen nach im Hinuntersteigen. Er war ein vorsichtiger Mann und er wollte nicht herunterfallen. Als er die Füße auf den Boden setzte, sich aufrichtete und sich langsam und schwerfällig umdrehte, da fiel ihm Bertheline um den Hals. Sie hatte seiner Schauspielerei begeistert zugesehen, jetzt küßte sie ihn vor ihrem Schwager auf den Mund. Diese Frau nützte jeden Augenblick aus, sie hatte lange genug gehungert. Der Mann legte die Arme um sie. O Bertheline! dachte er hingerissen und küßte zurück. Dann hing sich Bertheline mit dem linken Arm bei dem Mann ein, schlug stehend einen Fuß vor den anderen, lehnte mit übertriebener Gebärde ihren Kopf an seine Schulter und fragte Maurras:

„Sind Sie nun zufrieden, mein Herr?“

Maurras schnaufte. Aber dann lachte er.

Sie setzten sich auf zwei große Felsen, die dort aus dem Boden wuchsen, und auf den Hauklotz — er stand noch von der Nacht her da, der Mann hatte ihn heute früh lange gesucht, als er für die alte Maurras Holz spalten wollte und hatte sich schließlich anders helfen müssen. Jetzt rann ihm ein Schauer über den Rücken, als er den

Klotz erblickte. So sehr also hatte er heute nacht aus dem Herzen gehandelt, daß er sich der äußeren Dinge nicht mehr erinnerte.

Der Franzose bot dem Mann Papier und Tabak an. Sie rollten sich ihre Zigaretten. Mißtrauisch sah Maurras herüber. Du wirst einen alten Prisonnier gerade auf den Leim führen, dachte der Mann, rollte den Tabak schneller als Maurras und hing sich das Ding gelassen an die Unterlippe. Bertheline, die zunächst erschrocken zugesehen hatte — wird er das können? — bekam einen Lachanfall. Schon wieder schnupperte das Mißtrauen in dem Franzosen. Warum lachte die Flämin?

Der Mann suchte nach Feuer in seinen Taschen. Mein Feuerzeug —? nein! dachte er. Lieber nicht! Und er ließ sich von dem Franzosen Feuer geben.

Nach drei Zügen nickte er anerkennend und tippte mit dem Finger an die Filzbaracke. Guter Tabak! Es war sonst seine Gewohnheit, ohne Hut zu gehen. Aber Bauern — auch in Frankreich — gehen mit dem Hut auf dem Kopf ins Bett. Also hatte er stets seinen Hut auf. (So muß man aufpassen.)

So saßen sie und rauchten. Dann sprach der Franzose. Er sprach zu Bertheline. Was nun werden solle? Wie sie sich das denke? Ob der

da nun — Bertheline fuhr auf, denn er hatte cet homme-là gesagt, Maurras beeilte sich zu sagen: der Herr da nun wirklich der Bauer werden solle?

Der Mann sah an seiner Kleidung herab, es fiel ihm nun doch schwer, nicht zu lächeln. „Herr“ hatte Maurras gesagt.

„Ich bin die Bäuerin. Henry hat es oft geschrieben“, sagte nun Bertheline. Das Wort eines Gefallenen werde man doch wohl achten?

Maurras schwieg. Er hatte es sich seit gestern nun oft genug gesagt, daß Bertheline recht habe, sich den Mann zu wählen. Mehr als vier Jahre war es her, seit Henry gefallen war. Die Eltern hatten ihm oft erzählt, wie Bertheline damals tagelang geschrien hatte. Er war nicht der Mann, der Briefe eines Toten in das Feuer warf und sie damit aus der Welt schaffte.

Maurras saß auf dem Felsen, mit gespreizten Beinen, die Hände auf die Knie gestützt und sah zur Erde. Nun blickte er unter der gesenkten Stirn schräg zu Bertheline hinüber. Sie hielt ihr Gesicht dem Fremden zugewandt, Vertrauen und große Liebe waren in dem Blick. Und Sehnsucht.

Maurras warf wütend die Zigarette in das Gras und trat sie aus. Dann holte er achselzuckend einen Pack grauer Papiere, die mit

einem bunten Wollfaden zusammengebunden waren, aus der Tasche seines feldblauen Uniformmantels. Er wog die Briefe in der Hand und reichte sie Bertheline hinüber. Der Vater habe sie vorhin in das Feuer werfen wollen, denn er wolle nicht, daß der Hof an einen Landstreicher falle. Er, Jacques, habe ihm die Briefe entrissen. Sie gehörten Bertheline. Sie solle sie gut aufbewahren. In diesen Briefen stecke ihr Recht auf den Hof.

Die Frau griff nach dem Packen. Sie war tief erschrocken. Dann aber nahm sie die Briefe langsam aus den Händen des Soldaten. Beschämt senkte sich ihr Blick. Doch der sah sie nicht mehr an. Er blickte zu dem Manne hinüber, zu dem Fremden.

Rudolf Bunk waren die Papiere nicht wichtig. Er wollte nicht Bauer in der Auvergne werden. Seine Heimat hieß Deutschland; und Bertheline.

Aber da war ein Franzose, der hätte nun einen zweiten Bauernhof gehabt, wenn er dem alten Knochen nicht in den Arm gefallen wäre und dann geschwiegen hätte. Das war — schön. Das — tat gut. Er hatte schnell den Kopf gewandt und zu ihm hinübergeblickt. Maurras aber hatte die rasche Bewegung bemerkt, er sah dem Mann in die Augen und wollte etwas

sagen. Er hatte erkannt, daß der „Taubstumme“ seine Worte verstanden hatte.

Doch der Mann blickte ihn groß und ruhig an, mit sehr ernsten Augen, unverwandt blickte er dem Franzosen in die Augen. Er sah, daß er sich verraten hatte. Ja, der Mantel war wirklich von seinen Schultern geglitten. Er erkannte auch, daß der Franzose nachdachte, daß es in ihm arbeitete. Der Mann wußte, daß Maurras Kriegsgefangener in Deutschland gewesen war. Was war natürlicher gewesen, als daß Bertheline in der ersten Stunde ruhigen Gesprächs dem Mann gesagt hatte, Maurras sei doch auch Kriegsgefangener gewesen und er sei schon solange zurück, warum man denn die deutschen Gefangenen nicht auslieferte! (Sie hatte sofort, glühend, hinzugefügt: wie gut, daß die Deutschen noch nicht heimgekehrt seien!)

Der Mann wußte das, er sah sich in Gefahr, da hob er langsam den linken Arm, streckte ihn weit aus, legte den Zeigefinger der linken Hand auf die Ordensspange des Franzosen. Er tat es ruhig, es war ein Anruf, es war keine Gebärde der Ergebenheit, es war ein Erinnern.

Dann griff er in die Tasche seiner Weste; er holte ein in dünnes, braunes Papier gewickeltes Etwas aus der Tasche, nahm das Papier ab,

ließ es zu Boden fallen und hielt dem Franzosen die hohle Hand hin.

Der Soldat starrte auf die Hand. Sein Gesicht veränderte sich. Bertheline stand auf, sie hatte nicht erkennen können, was der Mann ihrem Schwager vor die Augen hielt. Sie trat näher und sah in der Hand des Mannes etwas, das sah aus wie ein schwarzes Kreuz; es war seltsam geformt, aber es war ein Kreuz, und es hatte einen silbernen Rand an den Außenkanten.

Auch Maurras stand auf, wollte einen Schritt zurücktreten, aber da war der Felsen, er fiel wieder halb auf den Felsen und stützte sich mit der Linken gegen den Stein.

„Kriegsgefangener!“ stotterte er auf deutsch, aber mit fremder Betonung. „Du bist — Kriegs — — gefangener“, sagte er — ratlos.

Bertheline hatte leise aufgeschrien. Das war das Wort, das sie sich gestern von ihm immer wieder hatte vorsagen lassen. Sie konnte noch ganz gut Deutsch von der Zeit her, als sie in Paris bei der deutschen Familie gedient hatte. Aber dieses Wort war schwer gewesen.

Es lastete eine tote, atemlose Stille zwischen den drei Menschen. Der Mann saß auf dem Hauklotz, er hatte die Hand ausgestreckt und darin lag das eiserne Kreuz mit dem silber-

weißen Rand. Die beiden anderen standen vor dieser ausgestreckten Hand und starrten auf sie hinab.

Dann wandte sich Bertheline ihrem Schwager zu. Sie hob die Hände, sie sank fast in die Knie: „Jacques!“ flehte sie.

Der Franzose aber beachtete den leisen, wehen Ruf nicht. Und doch drang er in ihn ein, denn es hatte die Verzweiflung in diesem leisen Laut geschrien.

Maurras hatte sich aufgerichtet. Er starrte nun dem Mann in die Augen. Und in diesen braunen Augen war kein Flehen, keine Angst, in diesem Blick stand ein großer, männlicher Ernst.

Nun erhob sich auch Rudolf Bunk. Er war größer als Maurras, größer und breiter. Rudolf Bunk streckte dem französischen Frontsoldaten und Kriegsgefangenen Jacques Maurras die Hand hin. Er sprach kein Wort dabei, er tat es stumm.

Und der Franzose blickte auf die ausgestreckte Hand hin, er war in Uniform, er nahm Haltung an und riß die Knochen zusammen und nahm die Hand des Deutschen und drückte sie. Die beiden Männer sahen sich in die Augen.

Dann ließ Maurras die Hand des Mannes los und führte die seine grüßend an die Mütze.

Nun war es wieder still. Es war ja Sommer. Die Sonne schien. Es war ja Frieden.

Und hier standen sich zwei Männer gegenüber, die Kriegsauszeichnungen trugen — der eine trug sie an der Brust. Und es bereitete ihm Unbehagen, daß der andere sie in der Hand tragen mußte, oder in Papier eingewickelt in der Westentasche. Er sagte — aber vorher war doch noch eine lange, lange Pause: „Ça y est, mon camarade. Il faut qu'on vous assiste."

„In Ordnung, Kamerad. Man muß dir helfen."

Ja. Es war ja Sommer. Warm wehte der Wind. Und die Wiesen dufteten. Das Gras mußte geschnitten werden. Die Schafschur sollte beginnen. Man mußte einen Hammel schlachten und ein Fest feiern.

Die drei Menschen gingen den Abhang hinauf; außerhalb der Hörweite des Hauses wollten sie sich setzen, aber der Mann führte sie hinter einen Felsen. Man könne auch sehen, wenn er spreche, sagte er.

Sie sprachen nicht viel. Aber als der Franzose hörte, daß der Mann von Bordeaux aus zu Fuß bis hierher in das Herz Frankreichs gewandert sei, als Taubstummer, sagte er, sehr ernst, auch er habe es an sich erfahren, wie stark der Ruf der Heimat sei. Wohin er nun wolle.

In die Schweiz.

Maurras nickte. Und Bertheline?

Sie saß zwischen den beiden Männern auf dem Boden. Sie lächelte.

Bertheline werde seine Frau werden, sagte der Mann. Er wolle sie holen.

Bertheline saß still. Sie schaute geradeaus und lächelte.

In Deutschland also? fragte Maurras.

Ja, in Deutschland.

Maurras dachte nach. Sie könne ja auch in die Schweiz fahren; Bertheline könne man daran nicht hindern.

Und er fragte nun die Frau selbst. Wie sie sich das denn denke?

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu. Immer noch lächelte sie. Sie denke es sich sehr schön, sagte sie. Und dann weinte sie.

Sie lehnte sich an den Mann. Es war nun ein anderes Weinen als in den Tagen zuvor. Sie brauchte nicht mehr die Bäuerin zu sein. Andere Schultern würden es tragen. Sie würde nicht mehr einsam sein.

Die Männer sahen sich über die Weinende hin an, die ihr Gesicht in den Händen verbarg.

Dann stand Maurras auf. Gut, Kamerad, sagte er. Wir werden einen Weg finden.

Er kam dann noch einmal zurück. Seid vorsichtig, sagte er. Wenn man es entdeckt, ist Bertheline entehrt, sie käme ins Gefängnis. Und dir gibt man Zwangsarbeit. Eine Französin und ein Kriegsgefangener, ein Boche —! Die großen Herren haben noch keinen Frieden geschlossen wie wir.

Dann ging er in das Haus hinunter, um mit den Eltern zu sprechen. Für die Eltern blieb der Mann der Mann, taubstumm, ein tüchtiger Arbeiter, ein Franzose, ein Bauernsohn.

Später sahen sie Jacques Maurras den Pfad in das Tal hinuntergehen. Die beiden blieben, wo sie waren. Die Sonne schien in die kleine Mulde hinter dem Felsen. Sie hätten sich so viel zu erzählen gehabt. Aber noch schwiegen sie. Ihre Seelen näherten sich schweigend der Seele des anderen. Das Äußere war schön und wichtig. Aber das Erschütternde war das, was im Innern war, ganz im Innern, wohin kein Wort und keine Gebärde reichte.

Vor dem Mittagessen gingen sie in das Haus hinunter. Von einem Stein vor dem Hof — er lag in der Sonne und war warm — erhob sich

der alte Maurras. Er hatte dort auf sie gewartet. Nun sah er sie kommen und holperte ihnen entgegen. Die schöne, silberweiße Haarwolke um seinen Schädel war schmählich zerfledert, sie starrte mit tausend Spitzen, ein grauer Igel, nach allen Seiten. Er mußte sich oft und oft den Kopf gekratzt haben, erst wütend und verzweifelt, und später auch froh erregt, wie sich jetzt zeigte.

Er hatte eine Schnapskruke im Arm, haspelte mit kurzen, zittrigen Beinen auf sie zu, auf Bertheline zu und stotterte schon von weitem, ob es wahr sei, was Jacques erzählt habe, hein? Daß der Fremde gar nicht den Hof wolle, daß er einen eigenen Hof habe, hein? Und daß die Bertheline, la jeune petite pauvre Bertheline auf diesen Hof dieses Mannes heiraten wolle, hein? „Est-ce qu'il est vrai? Dis donc, dis donc, dis donc", zitterte er.

Ist es wahr? Sag's doch, sag's doch, sag's doch.

Ja, sagte sie, es sei wahr.

Oh — o — oh — o — oh — làlà! sagte der alte Knochen, stand und wankte und wandte sich dem Manne zu und drückte ihm die Steinkruke in die Hand. Ein großartiger Bursche, ein braver Bursche, ich hab's doch gewußt, sagte er und drückte ihm die Steinkruke in die Hand. Trink,

mein Sohn, sagte er, trink, auf dein Wohl, auf ihr Wohl, auf mein Wohl, trink, sagte er und kratzte sich mit beiden Händen vergnügt den Igelkopf.

Sie nahmen ihn in die Mitte, nahmen ihn von beiden Seiten unter den Arm und führten ihn auf den Hof.

Oh — o — oh — o — oh — làlà, sang er, bon garçon celui-là. Ein guter Kerl ist das, ein prachtvoller Kerl, sang er.

Und als sie in das Haus traten, rief er seiner Frau zu, ja, sie habe recht, und er sei einverstanden, er, le vieux Maurras; jetzt sei der da der Bauer. Und machte Krach und war guter Laune. Sie legten ihn im Anzug in sein Bett, und er schlief selig ein.

Am Nachmittag hörten sie ihn dann im Wohnhaus rumoren und singen, sie hörten etwas, das klang, als wenn Möbel gerückt würden, und dazwischen hörten sie den grauen Wackelzahn lustig pfeifen.

Und beim Abendessen stellte es sich dann heraus, daß der lahme Knochen mit dem feierlichen Wolkenschädel und dem herabhängenden Schnauzbart die Flämin nie gemocht hatte, daß es ihn seit Jahren schon gewurmt haben mußte, daß die Fremde dereinst den Hof hatte übernehmen sollen. Und darum war er nun so froh, daß er

den ganzen Tag über schon vor sich hin sang. Er hatte die Wiesen, Weiden und Häuser, die Schafherde und die Felsenhänge von seinem Vater übernommen und der war ein Maurras gewesen wie er auch; und vor dem hatte ein Maurras auf dem Hofe gesessen, und vor diesem wieder ein anderer. Auch Henry hatte Maurras geheißen, und dem Alten war es gleichgültig gewesen, was er für eine Frau aus Paris mitgebracht hatte. Sie konnte schaffen und arbeiten — eh bien, das andere war Henrys Sache. Höchstens war ihm Bertheline zu sauber gewesen; sie wusch und schrubberte zu viel und liebte das Wasser zu sehr. Eine Bauernstube ist doch keine Schwimmanstalt. Oft genug aber hatten die Wasserfluten einen Holzschuh, einen Berg Tabak, einen alten Kamm unter dem Bett, unter einem Schrank oder einem Wandkasten hervorgeschwemmt — damals in der ersten Zeit, als Henry im Felde lag und die grauen Briefe schrieb. Später kam das nicht mehr vor, da hatte die Fremde den alten Schmutz (nach dem fünften Ansturm) beseitigt, und sie duldete nicht, daß sich neuer Schmutz ansammelte.

Daß die Knöpfe an Jacken und Hosen und an den Westen nicht mehr abplatzten und die Taschen unten keine Löcher mehr hatten, das konnte man sich ja eher gefallen lassen, obwohl

man deshalb bei den Nachbarn in den Verdacht gekommen war, man sei hochmütig geworden.

Solange Henry lebte und von der Belgierin ein Sohn zu erwarten war, solange war man ja mit allem einverstanden gewesen. Aber dann war Henry gefallen, und die Flämin schrie in den Nächten vor Verlassenheit. Da hatte man nichts sagen können. Auch war sein Schmerz um den Sohn zu groß gewesen. Der Älteste geriet später in die Gefangenschaft der Deutschen, er kam in die Barbarei, in ein Land, in dem der Mond bei Tag schien und die Sonne bei Nacht, in dem die Menschen ohne Kleider in wilden Wäldern herumliefen und kleine Franzosenkinder zum Frühstück fraßen. Verwirrung und Verzagtheit eines alten Herzens. Es war gut, daß die Fremde da war, sie sorgte für die Kühe und die Schafe und kaufte Tabak unten im Dorf.

Aber dann kam der Friede langsam in das Land, der Älteste kam zurück aus Deutschland und war nicht aufgefressen worden, es rückte alles wieder in das ruhige Licht des Bergtages.

Und da war nun diese Flämin immer noch und wollte nicht fortgehen. Sie sollte den Hof erben, nur weil sie ein paar Wochen lang Nacht für Nacht mit Henry in einem Bett geschlafen hatte? Jacques war der Älteste, ihm gehörte der Hof, er sollte ihn haben.

Aber es schien, daß die eigene Frau kein Verständnis für solche Gedanken hatte. Und Jacques gar, der Älteste, hatte geschimpft, hatte schroff abgelehnt, als er ihm einmal Andeutungen gemacht hatte, damals, im Dezember, als er aus der Gefangenschaft heimgekehrt war und seinen ersten Urlaub gehabt hatte.

Der alte Maurras hatte seinen Groll in sich hineingefressen, er machte ein freundliches Gesicht zu Bertheline, er ließ sich wenig merken, er stellte sich lahm und schwach, tat, als könne er nicht mehr arbeiten, sie sollte es satt bekommen. Aber es schien, als sei ihr das gerade recht gewesen, sie schien froh zu sein über das Unmaß von Arbeit, das ihr der Hof aufbürdete.

Und nun auf einmal nahm alles diesen Ausgang! Da kam ein Mann auf den Hof, taubstumm, braunbärtig, in zerrissenen Kleidern — und das strohblonde Frauenzimmer verliebte sich in ihn und wollte den Hof nicht mehr, wollte nur noch den Taubstummen!

Der Wolkenschädel war am Nachmittag bald wieder aus seinem Schlaf aufgewacht, er hämmerte und schob und rumorte und sang, und beim Abendessen stellte er einen Krug mit Rotwein auf den Tisch, trank und sang, sagte der Flämin Liebenswürdigkeiten nach Greisenart, schlug dem Mann auf die Schulter, trank wieder

aus dem zinnernen Becher und war vergnügt und blinzelte dem Manne zu, bis er mit der Neuigkeit nicht länger hinter dem Berge halten konnte und also sagte, nun sei der Mann der Patron, und der Bauer dürfe doch nicht mehr im Kuhstall schlafen, er sei mit seiner Alten in die Kammer dort ausgezogen — —

Aber nun merkte er, daß der Mann ja taub sei, er erinnerte sich daran, und so sagte er es zu Bertheline, sagte es noch einmal, sagte es gern und mit Genuß zum zweitenmal, er und die Alte, sie würden also von nun an in der Nebenkammer schlafen und ihnen den großen Raum überlassen, und sagte noch andere Worte, Worte, wie sie eben solch ein alter Wolkenkopf sagt, der wackelig in den Kniekehlen ist und von der Erinnerung lebt, einer Erinnerung, die sich im Rotweinbecher spiegelt, keine zarten Worte, nein, sehr saftige und eindeutige Worte, die auch der Mann hörte, anhören mußte, denn er war ja taub und durfte nichts hören, aber Bertheline stand auf und krachte die Zinnteller zusammen und wollte dem Alten den Weinkrug fortnehmen. Sie war la patronne! Aber er muckte auf, den gab er nicht her, der alte Bock; er preßte ihn an die Brust und taperte tänzelnd zur Kammertür und wandte sich zurück und sang oh — o — oh — o — oh — làlà, winkte mit der Hand,

kratzte sich im Genick, kniff ein Auge zu, blinzelte zu den Betten hinüber, lachte maßlos, verbeugte sich, und dann hob er den Krug an die Lippen, stand wacklig und knickebeinig in der Kammer, die weiße Silberwolke leuchtete um seinen roten Schädel, er hatte den Krug erhoben und trank und schluckte und schlürfte, schmiß die Tür zu und sang drinnen in der Kammer weiter. Oh — làlà, oh — o — oh — o — oh — làlà.

Die alte Frau saß am Tisch, während der weißhaarige Krachkopp sich aufführte, sie saß gebückt und in sich zusammengesunken in ihrem Stuhl, ihre Nase war unter dem Kopftuch zu sehen und der zahnlose Mund, — aber die schwarzen Augen waren vom Tuch verdeckt, das ihr tief über die Stirn hing. Der alte Mund lächelte wehmütig. Sie dachte wohl an Henry, sie dachte oft an den Abenden an ihren jüngsten Sohn, der tot war. Und nun sollte sie also auch Bertheline verlieren. Die Flämin war ihr ans Herz gewachsen, nun würde sie auch gehen. Sie tupfte sich mit dem Handrücken gegen die Augen, schnupfte ein wenig auf und ging dann, tief auf ihrem Stock gebeugt, auch in die Kammer nebenan, in der immer noch der weinselige alte Knochen versoffene Lieder sang.

Die beiden waren allein, denn auch die schwarze Katze war mit steil erhobenem Schwanz hinter dem Hutzelweiblein her mit neugierig schnuppernder Nase in die Kammer geschlüpft, die seit Jahren verschlossen gewesen war.

Sie waren allein, und der Mann stand auf und ließ es sich nun nicht mehr länger nehmen. Die Fäuste hatten ihm gezuckt bei den Worten des alten Bauern, aber er hatte sich beherrscht. Nun aber nahm er Bertheline in die Arme, schloß sie um ihren Leib und preßte sie an sich und sah sich in der niedrigen, dumpfen Stube um. Wie war das denn möglich, wie war das alles so schnell gegangen! Vorgestern noch hatte er sich auf dem Stroh gewälzt und hätte am liebsten geschrien und gebrüllt, hätte den Hof, die Häuser, den Berg, die ganze Welt zusammenschlagen mögen, hatte die Fingernägel in die Hände gepreßt und die Fäuste gegen die Stirn geschlagen, war im Kuhstall auf und ab gerannt, und die bittere Verzweiflung hatte sein Gehirn ausgepreßt.

Gestern früh erst war es gewesen, da war er über den Hof gegangen, um Abschied zu nehmen, er hatte häßliche Worte im Sinn gehabt, er war vor Liebesschmerz verrückt geworden — und nun stand er hier in der kleinen Stube, und

Bertheline lag bebend in seinem Arm. Und wenn er auf sie herabsah, deren Gesicht, zu ihm emporgewandt, geheimnisvoll leuchtete, dann mußte er die Zähne zusammenbeißen, um nicht zu stöhnen. Monate hinter Stacheldraht, wie seid ihr versunken! Zeit der Entbehrung, des Hungers, der Verzweiflung, des Hasses, Zeit des Leidens unter der Schikane durch kleine Geister, durch hämische Wachtposten und niederträchtige Etappengespenster, wo bist du? Bittere, freudlose Zeit des Zusammenbruchs des Vaterlandes, dem man fern war, aus dem halbe Nachrichten kamen, hilflose Zeit, in der die Feinde die Heimat aus dem deutschen Leibe gerissen, wie mörderisch quältest du das Herz dessen, der tatenlos hinter Draht und Bajonetten gesessen, vergiftet vom Haß und vom Unvermögen, irgend etwas, auch nur das Geringste zu tun. Bei gesundem Leibe und wildem Herzen in den Holzbaracken auf und ab rennen zu müssen — eingesperrt wofür? Wann, wann würden sie freigelassen werden? War er je feige, je verräterisch, je pflichtvergessen gewesen? Womit hatte er und hatten alle die anderen, die mit ihm durch die Drahtzäune in die Wolken starrten, das verdient?

Waffenstillstand, Weihnachten, Frühling waren gekommen, und man hatte sie nur immer mehr gedemütigt, hatte sie in dem reichen Lande

hungern lassen, zu Dutzenden waren die Kameraden aus Entkräftung ohnmächtig geworden bei den morgendlichen Appellen — und dazu der Hohn der Zeitungen, der Haß des alten Greises an der Spitze der feindlichen Regierung, den seine eigenen Leute den Tiger nannten, der die Heimat ausspreßte und die Gefangenen nicht herausgeben wollte, die nach tapferer Gegenwehr nicht in seine Hände, sondern in die Hände seiner Soldaten gefallen waren, die Gefangenen, die verwundet auf den Schlachtfeldern aufgelesen worden waren —

Am Haß des Tigers hatten sie sich wieder gestählt und an seiner Verachtung ihren zornigen Hochmut gestärkt, in seinem Namen war das alles geschehen, in seinem Geiste sandten die Lebensmittelpächter verfaulte Bohnen und schlechten Reis in die Lager, auf seinen Wunsch hungerten sie, froren sie, — der lebensmüde Greis mit dem hängenden Tigerbart verfolgte sie bis in ihre Träume mit seinem rachsüchtigen Haß, und sein Name war ein Fluch auf den Lippen der Kriegsgefangenen.

Aber dann war er, Rudolf Bunk, ein kleiner deutscher Soldat aus einem Städtchen fern, fern im Osten, bei Nacht über die Mauer gegangen, hatte sich an einem Strick in den Festungsgraben hinabgelassen, war durch Frankreich gewandert,

und die Verkrampfung war von seiner Seele gewichen, er war wieder ein Mann geworden, dessen Waffe nicht der Haß ist, sondern die Stärke und die Kraft des Herzens.

Und später war er nun auf diesen Hof gekommen, und ein Mädchen war vor ihn getreten, hell und herb, scheu und glühend, er hielt sie hier im Arm, im Licht einer kleinen Lampe, an einem gedeckten Tisch, draußen bellte ein Hund und bewachte das Haus, und über dem Strohdach flammten die Sterne.

Nun fing das Leben wieder an. Nachdem er sie zum zweitenmal geküßt hatte gestern früh im Lärchenwäldchen, nachdem sich die Verwirrung und die Bangnis einmal geklärt hatte, war alles klar und ohne Frage gewesen, ohne Frage, ohne Zweifel und ohne Qual. Er hielt sie jetzt in den Armen, sie, die für ihn bestimmt war, und er sah das Geheimnis ihrer Augen unter ihrer adligen, zarten Stirn, er spürte tief das Vertrauen ihrer Seele, und die Glut ihres Herzens flammte auf dem hingebungsvoll geöffneten roten, roten Mund.

Er hob sie hoch, legte den linken Arm unter ihre Knie und er nahm sie auf die Arme und trug sie in dem kleinen, niedrigen Raume umher; durch die Fenster sah die Nacht und die trostlose wilde, schöne Welt herein, er aber ging mit

langsamen Schritten um den Tisch herum, trug sie auf den Armen, er sah nun nicht auf sie hinab, er sah geradeaus in die Ferne, er summte leise vor sich hin, und sie ließ sich ihm, ihr Kopf lag an seiner Schulter, sie sah aus dunklen Augen zu ihm auf, ihr Haar löste sich, es floß in blonden Strömen bis zu seinen Knien hinunter, die kleine Lampe leuchtete matt, im Kamin knisterte und flackerte das Feuer, und er ging durch Berge und Täler, über Flüsse, durch Städte und Dörfer, ging durch die Welt, trug sie auf den Armen in die Heimat, in sein Haus, trug sie nach Wongrowitz im fernen Posener Lande. Sie fragte nicht, sie ließ sich tragen, ihre Seele ging den weiten Weg mit. Fern, ganz fern leuchtete ein Licht. Auf dieses Licht schritten sie zu.

Liebende in der Nacht, einsam auf einem Berge in Frankreich und doch nicht allein in der Sehnsucht eurer Herzen! Es gibt nichts in dieser Welt, das stärker ist als ein liebendes Herz, stärker und leidüberwindender. Es wird glühender durch jedes Opfer, reiner durch jeden Schmerz; entschlossen pocht es trotz Haß und Niedertracht, allein durch die Kraft des Herzens lebt die Welt. Der Glaube, der Wille, das Opfer, die Tat — sie alle leben von der Kraft des Herzens.

Und das Leben auf dem Hof ging weiter. Auf die Regengüsse einiger Tage war heiße Sonne gefolgt und hatte das Gras wachsen lassen; die Wiesenhänge unterhalb des Hofes, am Wege nach dem Dorf ins Tal, standen in wucherndem Wuchs.

Früh mit der Morgensonne stand der Mann im knietiefen grünen Wogen, schärfte die Sense und schritt mit schwingender Bewegung durch das Gras. Er hatte lange nicht mehr gemäht, zum letztenmal vor zwei Jahren, als er einmal bei einem Bauern in Südfrankreich zur Aushilfe gewesen war. Aber sollte er sich von Bertheline beschämen lassen?

Denn sie schritt vor ihm her, die schlanke Gestalt von der Morgensonne bestrahlt, die Kleider schlugen leise rauschend um ihre Glieder, die der kühle Wind umspielte, sie schritt vor ihm her, die Berge standen um ihn herum, und unten lag das Tal im Morgennebel, der sich hauchzart, vom weißen Licht der schrägen Strahlen durchglüht um die Hänge zog und die ferne Ebene verhüllte. Sie schritt und schwang die Sense in regelmäßigem Schwung von rechts nach links und wieder zurück und wieder von rechts nach links, rauschend sanken die Halme, und er fühlte, wie sie belebt vom Glücke dieses Lebens,

dieses Morgens, dieser Stunde die schwere Arbeit tat wie ein Spiel. Er hatte Mühe, ihr zu folgen.

Wenn sie aber am Ende des Feldes angekommen waren, dann hielt er sie an, und sie ließ sich gern in die Arme nehmen und sich das Wort ins Ohr flüstern, das sie liebte, und konnte es nicht oft genug hören, das Wort, das falsch war, das es garnicht gab, mit dem er, der Deutsche, ein Wortspiel hatte bilden wollen in der fremden Sprache, und es war mißglückt. Und doch verstand sie es, sie lachte dunkel, wie ein tiefer Geigenton kam es aus ihrer Kehle bei fast geschlossenem Munde, wenn sie das Wort hörte, und es hieß: Flammante! Sie hatte es zuerst auf dem Gipfel des Berges gehört, unter der heißen Sonne des Mittags, und ewig würde dieses Wort, dieses mißglückte und dennoch geglückte Wort und diese Stunde in ihrer Seele eins sein. Dann aber entzog sie sich ihm wieder, er hörte wieder das dunkle, tiefe Lachen, diesen halben Ton, der nur ein surrendes Schwingen der Stimmbänder war, und sie nahm die Sense und schritt wieder vor ihm durch das Gras.

In den Mittagsstunden oder abends nach dem Essen, wenn die Alten in ihrer Kammer waren und sie das wenige Geschirr wusch und spülte, hörte er ihr zu, und sie erzählte von ihrem Leben hier auf dem Hof. Er wollte wissen, wie sie

diese Jahre ertragen hatte, er wollte später auch von Henry Maurras hören, und Bertheline erzählte und ließ ihr Leben noch einmal an sich vorüberfließen. Sie durfte nur flüstern, denn die Alten hätten sie durch die Tür der Kammer sprechen hören können und hätten dann erkannt, daß der Fremde nicht taub sei. Die leise Stimme schwebte wie zartes Bienensummen im Zimmer, er saß im Schatten und hörte ihr zu, folgte ihren Bewegungen mit den Augen und trank, denn er hatte lange Durst gelitten.

Und er lernte erkennen, daß man auch ohne Stacheldraht und zänkische Wachtposten und fremde Gewalten verlassen und einsam sein, ein Gefangener sein kann mitten zwischen blühenden Wiesen und oben auf dem Berge, der ihm ein Zeichen der Freiheit gewesen war in diesen letzten Wochen; daß Hoffnungslosigkeit und Bitternis nicht nur in Barackenlagern zu Hause sind; er erfuhr und zitterte dabei, daß sie, die ihm teuer und kostbar war wie sonst kein anderer Mensch, fern der Heimat, von dem Geliebten in der Welt zurückgelassen, ohne Wissen darum, ob die Eltern noch lebten, Jahre der Verzweiflung durchlebt hatte, und sie war doch ein Kind gewesen, als sie auf diesen Berg gekommen war. Ihr Gesicht sah fremd aus, wenn sie solche Dinge mehr andeutete als erzählte, und

der flackernde Schein des Kaminfeuers huschte manchmal über zitternde Lippen, so daß er aufstand und sie bat innezuhalten. Sie schwieg und war still bei ihm, saß auf seinen Knien, blickte ihn an und schwieg. Aber in ihren Augen bebte dann zuweilen die Angst auf, sie könne auch ihn verlieren, denn noch war er in Gefahr. Er mußte ja seine Flucht fortsetzen, er konnte nicht einfach hierbleiben und abwarten, wie dies alles nun ausgehen würde. Jeder Tag, den er hier verzögerte, vergrößerte die Gefahr. Sie hätte ihn auffordern sollen, weiter zu wandern, aber sie hatte dazu die Kraft nicht; sie hielt ihn, wenn solche Gedanken sie bestürmten, nur noch fester in den Armen, preßte sich an ihn und wollte ihn nicht mehr loslassen. Immer und immer wieder mußte er ihr versprechen, keinen Widerstand zu leisten und sich gefangen zu geben, wenn er etwa einmal entdeckt werden würde. Einmal mußten sie ja die Gefangenen wieder in die Heimat entlassen, lieber wollte sie noch Jahre und Jahre warten als ihn ganz verlieren.

Als sie ihm zum erstenmal gesagt hatte, sie wisse nicht, ob ihre Eltern noch lebten, war er aufgefahren, hatte sie gefragt, ob sie sich nicht erkundigt habe, ob sie nicht nach Paris oder Brüssel geschrieben habe; er hatte etwas sagen, hatte einen Rat geben wollen, aber er unterließ

es. Doch als nach drei oder vier Tagen Jacques Maurras wieder einmal zu ihnen heraufkam, nahm er ihn beiseite und führte ein langes Gespräch mit ihm. Maurras versprach, mit dem Pfarrer des Ortes zu reden und dem Mann dann wieder Nachricht zu bringen.

Maurras sagte aber auch, er habe Hoffnung, ihm einen Weg nennen zu können, auf dem er ohne Gefahr über die Schweizer Grenze entfliehen könne. Er müsse für ein paar Tage in die Garnison zurück, um sich weiteren Urlaub zu verschaffen, hoffe jedoch, schon in einer Woche zurück zu sein und günstige Nachrichten mitbringen zu können.

Bertheline, die gefürchtet hatte, der Schwager werde raten, daß der Geliebte nun seine Wanderung sobald wie möglich fortsetzen solle, war dankbar und beglückt und war in dieser Nacht leidenschaftlich und vertraut und scheu zugleich.

Sie hatten noch eine Woche vor sich, sie bestiegen zum zweitenmal den Mont-Dore und horchten auf dem Gipfel dem Schweigen der Welt zu, sie sprachen in Deutsch und Flämisch und Französisch miteinander und schwiegen in allen Sprachen der Liebe. Sie besuchten in dieser Woche zweimal den Hütejungen bei seinen Schafen und erlebten beim zweiten Besuch, wie der Schwachsinnige sich weinend vor Eifersucht auf

die Erde warf, wie er dann den Mann mit einem Messer bedrohte und schließlich seine Hunde auf Bunk zu hetzen versuchte. Der Junge schrie blödsinnige und gemeine Worte, aber Bertheline, die zuerst verwundert und erschrocken dies alles über sich hatte ergehen lassen, brachte ihn dann mit einigen Worten — noch bevor der Mann einschreiten konnte — zur Besinnung, so daß er sie um Verzeihung anflehte. Es war ein häßlicher Auftritt gewesen, aber schon nach wenigen Schritten warf die Frau alles hinter sich und sang plötzlich ein kleines Liedchen vor sich hin, ein deutsches Wiegenlied, das ihr gerade in den Sinn gekommen war; sie hatte es seit Jahren nicht mehr gesungen, seit jener Zeit nicht mehr, da sie es bei der deutschen Familie in Paris gelernt hatte. Sie hatte damals Abend für Abend das Kind ihrer Frau mit diesem Liede in den Schlaf gesungen. Der Mann horchte verwundert zu und sah sie seltsam an, sie fühlte den Blick, wandte ihm ihre Augen zu und errötete leicht, obwohl sie lustig und träumerisch zugleich weiter sang. Dann war sie wieder wild und leidenschaftlich — das Lärchenwäldchen war entfernt genug vom Haus. Die beiden alten Menschlein gingen nie mehr bergauf und sie wußten sich auf der Lichtung an dem kleinen Teich geschützt vor jeder Überraschung. Nur die Sonne spielte im

Gewirr der Blätter über ihnen und auf dem ruhigen, dunklen Wasser neben ihnen. Doch so verliebt auch Bertheline war, das Liedchen ging dem Mann nicht aus dem Kopf, er empfand die Verantwortung, die er auf sich genommen hatte, und war entschlossener denn je, wenn er seine Flucht fortsetzte, ruhig und besonnen zu bleiben, sich von keinem Gendarm ertappen zu lassen und nach Deutschland hinüberzukommen, welche Widerstände es auch noch zu überwinden gäbe. Denn er wollte, daß sie ihm bald folgen könnte. Dazu aber war nötig, daß seine Flucht glückte.

Nun begann er, die Rückkehr von Jacques Maurras ungeduldig zu erwarten.

Jeden Morgen hob sich die Sonne über die Höhen im Osten herauf und führte den Tag auf den Berg. Der Mittag streckte sich gelassen auf den heuduftenden Wiesen aus, und seine Lippen atmeten Glut und Klarheit zugleich. Kühl stieg die Dämmerung aus den frühen Schatten des Tales über den blauen Wall der Wälder bergan, die Sterne glommen auf und kreisten flammend um das starrende Felsenhaupt, bis das kalte und nüchterne Licht des Mondes ihnen den Glanz raubte. In diesen

Nächten rundete sich der Freund der Liebenden zur leuchtenden Scheibe und verlor dann wieder mit jeder neuen Nacht von seiner fremden und fernen Größe.

So schwang sich ein Tag nach dem anderen um den Berg, und das Glück des Mannes und der Frau wurde tiefer und reifer und gelassener mit jedem neuen Morgen, der sie ihrer Trennung näher brachte.

Das Leben auf dem Hof ging weiter seinen Gang, die Arbeit brach nicht ab, aber jeden Mittag ruhten sie im Schatten der Lärchen, fern von der Welt und doch der Welt geöffnet, und Abend für Abend gingen sie lange vor dem Hause auf und ab. Der Hund begleitete sie auf diesen nächtlichen Wegen, und in ihrem glücklichen und bangen Schweigen war das lebendige Wesen des treuen Tieres, das auf den leisesten Anruf hin sich mit wenigen Sprüngen sofort zu ihnen gesellte, wie eine Zuflucht, zu der man sich herabbeugen konnte, zu der man sprechen und der man Worte anvertrauen konnte, die nicht für das Tier bestimmt waren, die der Mann oder die Frau aber sonst nur halbverloren über die Lippen gebracht hätten.

Und schließlich sahen sie eines Tages in der beginnenden Dämmerung Jacques Maurras den Pfad heraufkommen. Sie gingen ihm entgegen

und setzten sich mit ihm ein wenig abseits oberhalb des Weges in das Heidekraut. Er berichtete sofort und ohne Umschweife, daß er eine Reise an die Schweizer Grenze gemacht habe, wo ein Kamerad aus dem Kriege, dem er einmal das Leben gerettet, als Sergeant einen kleinen Grenzposten befehlige. Maurras holte einen Lageplan aus der Tasche, den Rudolf Bunk abzeichnen solle. Auf dem kleinen Kärtchen habe er eine verlassene Hütte bezeichnet, in der der deutsche Kamerad neben dem Eingang einen großen Stein finden werde. Von einem bestimmten Tage an, den Maurras mit seinem Kameraden verabredet habe, werde der Sergeant täglich am Vormittag unter diesem Steine nachsehen. Bunk habe nur nötig, einen Zettel mit dem Wort „angekommen" unter ihm niederzulegen; am nächsten Tage werde er dann auf dem Zettel die Stunde bezeichnet finden, zu der man ihn abholen werde, um ihn sicher über die Grenze zu bringen. Das sei alles.

Maurras, als fürchte er, der Deutsche könne sich ihm mit allzu vielen Worten dankbar zeigen, fuhr fast ohne Pause fort, was Bertheline angehe, so habe er sich in seinem Garnisonort eine Anschrift geben lassen, an die sie schreiben solle, wenn ihr daran gelegen sei, Näheres über ihre Eltern zu erfahren. Der Pfarrer unten im Dorf sei ein

braver Mann, aber viel zu alt, zu unerfahren und wohl auch zu gleichgültig, sonst hätte er ihr diese Anschrift — eine Stelle bei der belgischen Regierung, die ja nun wieder in Brüssel sei — längst besorgt. Jacques drückte der Frau einen Zettel in die Hand, sie möge sofort an das Amt schreiben, das er auf dem Zettel angegeben habe.

Damit stand er auf und ging davon, die beiden stumm und im tiefsten erregt zurücklassend. Sie hörten kaum, daß er ihnen noch zurief, er werde morgen früh wiederkommen, um dann alle Einzelheiten mit ihnen zu besprechen.

Auch diese Nacht, voll von aller Unruhe des Herzens, von Bangigkeit und Hoffnung, von vorgefühltem Abschiedsschmerz und Liebesleidenschaft versank im Lichte eines neuen Morgens; noch als sie frühstückten, trat Jacques Maurras in die Hütte. Sie sahen sich erregt und heiß in die Augen, Bertheline griff nach dem Brief, den sie am Abend noch geschrieben hatte, schlug ein Tuch um die Schultern und trat mit den beiden Männern ins Freie. Sie wollte im Dorf noch einige Dinge einkaufen, die Bunk auf seiner Flucht würde brauchen können. Mit ihm war sie der Meinung, daß er nun nicht mehr

länger zögern solle. Unterwegs besprach er mit dem Franzosen noch einige Einzelheiten ihres Planes, bis Maurras ihm riet, sie nun nicht mehr weiter hinab in das Tal zu begleiten, es könne gefährlich werden.

Bertheline versprach, sich nicht lange im Dorf aufzuhalten und so früh wie möglich wieder zurückzukommen.

Sie reichten sich die Hand. Es zog sie zueinander, doch die Gegenwart des anderen hinderte sie. Sie reichten sich nur die Hand. Jacques Maurras sah es mit Erstaunen und erkannte, daß zwei Menschen aus einem anderen Lande vor ihm standen, in dem man kühl und selbstbeherrscht war. Er ging mit seiner Schwägerin den Weg hinab, der in das Tal hinunterführte. Bertheline schritt, hell und heiß, eine Flamme, neben ihm. Kühl und beherrscht, dachte Maurras. Der Mann blickte ihr nach. Den Franzosen sah er nicht.

Er stand schwer am Wege, im braunen Heidekraut. Er hätte schreien können, das Glück brannte in ihm so stark, daß es schmerzte, daß es ihn beugte und das Atmen schwer machte.

Er hob nicht einmal die Arme. Er stand am Wege, groß, zur Erde gebückt, eine Last drückte auf ihn, bog seinen Rücken. Der Pfad schlang sich zurück um einen Felsen herum, er sah ihr

nach, nur ihr Haupt war noch zu sehen, blondes Haupt, von der Sonne beglänzt, es schwebte über dem Rasen, über den Steinen; eine Lücke im Hang zwischen ein paar Felsen und noch einmal wurde sie sichtbar, Hals und Kopf und Brust, sie wandte sich zur Seite, blickte den Hang herauf, grüßte ihn, er regte sich nicht.

Als er sich losriß, war sie schon lange seinen Blicken entschwunden; er hatte gestanden und ihr nachgestarrt, das Herz klopfte ihm, und das Blut sang. Nun hob er doch die Arme, beide Arme, beide Arme hob er hoch und breitete sie aus, weit.

Im Lager war ein Kamerad gewesen, der hatte ein Spiel von der Gefangenschaft geschrieben, das man aufführen konnte, ein Spiel für Schauspieler, ein bitteres und böses Spiel. Darin hatten zwei Männer sich über Gott gestritten, in den Pausen der Arbeit, wenn die französischen Posten fortgegangen waren und nicht aufpaßten, daß die Gefangenen arbeiteten. Der eine hatte behauptet, Gott sei gestorben, der zweite aber, er habe nie gelebt. Jeder von den beiden Männern im Spiel brachte Beweise für seine Meinung, aber keiner konnte den anderen überzeugen. Dann kamen wieder die Posten und trieben zur Arbeit an; die Gefangenen hatten nicht genug geleistet, darum wurde ihnen das

Essen entzogen, aber der Befehl gegeben, nun noch mehr Steine zu hauen, als für jeden Tag vorgeschrieben war. Am Schluß des Spieles starb der eine, der andere aber sagte, jetzt wisse er es, Gott sei nicht tot, aber er sei böse, es sei ihm ein Spaß und ein Zeitvertreib, die Menschen zu quälen, ja, Gott lebe, denn wenn er tot wäre, dann wären ja die Menschen allein auf der Welt und dann würden sie schon mit ihr fertig werden und den irrsinnigen, blutigen Taumel ordnen, und dann würden alle zu leben haben, reichlich und friedlich. Denn der Mensch wolle den Frieden. Darum müsse einer da sein, der das Unglück, den Haß, die Qual, die Niedertracht wolle.

Und nur Gott könne es sein, der seine Finger in diesem schmutzigen Spiele habe, nur er gebe ihm immer und immer die böse Wendung, denn nur Gott habe soviel Macht und nur Gott könne ein so hartes Herz haben, dabei zuzusehen und nichts zu ändern, denn selbst den Teufel würde es rühren, Gott aber sei allmächtig, er könne alles, er könne also auch sein Herz verhärten.

So hatte das Spiel geschlossen. Es war niemals aufgeführt worden, die Gefangenen hatten Lustspiele sehen wollen, Komödien, Schwänke. Das Leben sei ohnehin schon so düster, hinter dem Stacheldraht.

Da war der Verfasser des Spiels aus dem Lager geflohen, hatte den Taubstummen gespielt, war geflohen, war durch Frankreich gewandert, bei Sonne, Regen, Wind, bei Tag und Nacht, und das Gesicht Gottes hatte sich gewandelt, war heller geworden mit jedem Tag, Stacheldraht und Schikane, Baracken, Ungeziefer, Hader und Streit waren weit zurückgeblieben, er war ein Wanderer geworden, der Zeit hatte für seine Einsamkeit, viel Zeit, und auch Platz für das Alleinsein, in dem großen, weiten Lande. Die Freiheit des Wanderns, des Schreitens, des Vorankommens hatte ihm seine Kraft wiedergegeben.

Nun stand er hier und sah ihr nach, die dort um die Biegung des Weges verschwunden war, aber in der Abenddämmerung wieder kommen würde. Und er hob die Arme und fühlte Gott in sich, groß und gut. Er hatte immer noch nichts gelernt. Wenn es ihm gut ging, so dachte er, Gott sei gut, und war er im Unglück, so glaubte er, Gott sei böse, denn wie könne er sonst das Unrecht zulassen. Er hatte noch nichts gelernt, er fühlte sich immer noch als Mittelpunkt der Welt, um den Gott sich zu kümmern habe.

Er wollte hier auf sie warten, wenn sie wiederkäme. Über ihm war das Haupt des Berges; er wollte ihn noch einmal ersteigen, wollte allein

auf dem Gipfel stehen, vielleicht brachte er dann fertig, was ihm noch nie geglückt war; dort oben konnte er es vielleicht über sich bringen, niederzuknien und zu danken, wenn er ganz allein war und von niemand gesehen. Es mußte schön sein, knien und danken zu können. Bisher war es ihm noch nicht geglückt, er hatte ein steifes Rückgrat, und die Knie, zu jeder Arbeit sonst geschickt und fleißig, hatten sich niemals beugen wollen.

Er stieg durch das Heidekraut den Hang hinauf; es war ein mühsames Gehen, oft blieb er mit dem Fuß hängen, manchmal trat er in ein Loch und stolperte, denn er hatte es nicht sehen können, der dichte braune Filz bedeckte den Boden. Er sprang über Steine und Felsen, hoch reckte sich das Felsenhaupt über ihm, die Sonne brannte, tiefblau war der Himmel, es war heiß, sein Atem ging schnell, sein Leib dampfte, nun ging er über den kurzen Rasen des Hochgebirges, alle Blumen waren winzig klein, aber wie sie blühten! Rot und weiß und gelb, blau und rosa, die Blumen, die Sterne und Rosetten, die Kelche und Glöckchen dufteten, das Gras und die Erde und die Felsen dufteten, der Mann ging und sang, stieg und sang, laut sang er ein Lied seiner Heimat, ein deutsches Lied, es paßte nicht hierher, aber er sang es, seine breite Brust hob sich,

es war ein trauriges, wehmütiges Lied, aber wenn der Deutsche ganz von Herzen froh ist, dann singt er ein Lied vom Leid und von der Sehnsucht.

Er war allein; der Hang, der fremde Hang im fremden Land duftete; der Mann stellte sich hin und sah in das Tal hinab, sah die blühenden Halden hinab, sah die Bäche und drüben den kleinen Wasserfall, sah die Blütenströme sich in das Tal hinabstürzen, sah die Fichtenwälder und die Laubwälder, dort unten standen Lorbeer und Ölbaum, dort wuchs Wein und Weizen, dort in der Ebene, er stand und hob die Arme und sang. „Der Hut flog mir vom Kopfe, ich wendete mich nicht." Das sang er. Und es war doch gar nicht Dunkel und Nacht um ihn, wie es in diesem Liede heißt.

Ach! hätte er sich nur gewendet! Aber es wäre wohl schon zu spät gewesen.

Um einen vorspringenden Felsen herum lugte ein Gesicht, braungebrannt unter einer Uniformmütze. Und dieser Mensch trat nun um den Felsen herum, vorsichtig, leise, ein Mann in Uniform, er kam heran, er ging über den Rasen, seine Schritte waren nicht zu hören. Sein Gesicht war listig und erstaunt und etwas ratlos. Er hatte so eine Ahnung, man konnte es dem Schnauzbart ansehen, daß er hier einen Fang

machen würde, aber er wußte nicht, was für einen Vogel er da fangen würde.

Rudolf Bunk aber sang.

Nun stand der Gendarm hinter ihm, er hatte die linke Hand auf den Säbel gelegt, er hatte hier einen Gang gemacht, nur so eine Runde über den Berg hinweg, einen Spaziergang in der hellen Sommerluft, er wollte zu dem alten Maurras hinauf, da gab es einen guten Schnaps, auch zwei und drei Schnäpse. Nun stand er hier hinter einem Mann in abgerissener Kleidung, hinter einem Mann, der ohne Hut war und die Arme ausgebreitet hielt und ein Lied sang. Er sang in fremder Sprache, der Gendarm kannte die Sprache nicht, aber ein Sänger in fremden Sprachen, mit ausgebreiteten Armen und in schlechten Kleidern, der ist verdächtig und ist ein guter Fang in jedem Fall. Unten im Kurort, in Mont-Dore, da gab es auch Fremde. Aber die hatten seidene Hemden und leichte Schuhe und Bügelfalten in den Hosen.

Der Gendarm legte also die Hand auf den Säbelgriff und die andere legte er dem Sänger schwer und fest auf die Schulter. Und er rief den Sänger an.

Doch das wäre gar nicht nötig gewesen. Das Singen brach ab, der Mann fuhr herum, der Mann sah den Landjäger, es schauerte in ihm,

vor seinen Augen stürzten schwarze Felsen vorbei, stürzten von oben herab und an ihm vorbei ins Bodenlose, lautlos, schwarze Steine, schwarze Erde, und dazwischen schwebte das Gesicht Berthelinens, ihre weiße Stirn, von Licht und Gold umkränzt.

Fangen lassen? dachte der Mann. Er dachte nur mühsam, die Gedanken wurden an Ketten festgehalten, wollten nicht fliehen. Gefangennehmen lassen? Jetzt? Heute? Gerade heute? Stacheldrahtzäune, Baracken, Posten mit Bajonett? Noch einmal das alles, noch einmal die verfluchte Qual, der Haß, der würgende Lebensdurst?

Er schrie, der Mann schrie. Er sah den Landjäger an, es fielen keine schwarzen Klumpen mehr vor seinen Augen vom Himmel herab, er sah wieder klar, Blumen und Gras und blauer Himmel, er war allein mit dem Gendarm hier auf dem Berg, kein Mensch weit und breit, ganz allein mit dem Gendarm, niemand sah zu, niemand, niemand, kein Zeuge würde es sehen und darüber aussagen können.

Der Landjäger trat hastig einen Schritt zurück, noch einen, er hatte die Hand vom Säbelgriff genommen, er riß die schwere Pistole heraus, der Mann ging auf ihn zu, ging ihm nach, der vor ihm zurückwich, der Gendarm hob die

Pistole, seine Hand zitterte, er war weiß im Gesicht, er hatte die Pistole hochgehoben, zwei weitaufgerissene Augen sah der Mann über dem Lauf, er sah, wie der Gendarm abdrückte, Bertheline, dachte der Mann, leb wohl, Bertheline, es ist vorbei. Aber es knallte nicht, es knackte nicht, der Mensch in Uniform fingerte nun mit beiden Händen an der Pistole herum, doch jetzt stand der Mann vor ihm, riß ihm das Schießdings aus der Hand, der Gendarm schrie, nun schrie er, der Mann aber war still, er sah: das Schloß war gesichert, es ist nicht gut, weiß im Gesicht zu werden in solchem Augenblick, da vergißt man mancherlei, vergißt auch zu entsichern. Mit einem Griff warf er den kleinen Hebel herum, der Mann kannte diese Pistolen, er hatte sich schon oft um die Pistolen der französischen Posten bemüht, hatte sogar schon einige Male irgendeinem Dummkopf die Pistolen geputzt, weil er ein hilfsbereites Gemüt hatte und ein gutes Gedächtnis. Und man wußte nie, wozu es einmal gut war. Jetzt wußte er es.

Der Gendarm schrie noch immer, er jammerte, es war doch Sommer, ein Sonnentag, warm und blühend, und hier winselt einer in den Blumen, hier liegt einer auf der Erde, dem die Knie niedergebrochen sind, ein Mensch mit einem weißen Gesicht — und der Mann hatte die ent-

sicherte Waffe in der Hand. Er hatte nicht gezittert, es war nur ein kurzer Schauer gewesen. Niederschlagen? dachte er, erschießen? Sie werden dich hetzen. Da kommst du dann nicht mehr durch, Bunk, auf keinen Fall kommst du dann noch durch. Bis jetzt hatte niemand Verdacht, niemand ahnte, wer du bist. Aber dann —? Wenn sie dich jagen? Und du allein bist im fremden Land? Du willst doch nach Hause, zu Bertheline.

Der Mann stand über dem Gendarm, und mit wilder Gewalt — das war schwerer als Dachdecken und Holzspalten und sechs Wochen lang Betteln und den Taubstummen spielen, er zwang sich, zwang mit Gewalt, mit aller seiner Kraft seinen Daumen, den Hebel zurückzudrükken. Der Revolver war wieder gesichert.

„Äh bin, viens donc“, sagte er. Wollte er sagen. Er brachte keinen Laut heraus. Der Gendarm sah, wie der Mann den Revolver in die Tasche seiner Jacke schob. Er erhob sich vom Boden, „äh“, sagte er, „äh bin, äh — — —“ Er hob die Uniformmütze vom Boden auf, putzte sie ab, sie war gar nicht schmutzig, sie hatte ja im Grase gelegen, das Gras war nicht staubig, seine Hände zitterten. Er sah den Mann von der Seite an, während er mit der Hand den Staub von der Mütze klopfte, immer wieder den

Staub abklopfte. So standen sie lange. Der Mann wartete. Der Gendarm hatte Angst. Den Revolver hatte der andere. Dann winkte er dem Mann. Ließ ihn vorangehen, den Weg um den Felsen herum, den er vorhin gekommen war, als er den Fremden hatte singen hören.

Rudolf Bunk ging vor ihm her. Seine Arme pendelten hin und her im Gehen, die Fäuste hingen, zwei schwere Steine an dicken Seilen, rechts und links an ihm herab. Der Gendarm wagte nicht, die Pistole von seinem Gefangenen zurückzufordern.

Erst als sie unten vor den ersten Häusern waren — nach vierstündigem, schnellem Marsch — räusperte er sich; er schämte sich, er tippte den Fremden vorsichtig von hinten an, mit einem Finger. Der Mann wandte sich um, sah seinen Wächter an, der deutete auf die Jackentasche. Der Mann verstand ihn, aber er schüttelte den Kopf und ging weiter.

Sie gingen durch ein kleines Dorf — es war nicht der Ort, in den Bertheline heute hinuntergegangen war — sie schritten wieder die Landstraße entlang, schweigend, ohne ein einziges Wort, ein deutscher Kriegsgefangener, der einen geladenen und gesicherten Revolver in der Tasche trug, und hinter ihm, schwitzend und nun schon fluchend ein Gendarm, der mit den langen

Schritten, die der andere machte, nicht mehr mithalten konnte.

Aber da war endlich der Kurort vor ihnen, in dem die Polizeiwache lag. Es waren elegante Menschen auf der Straße, Nichtstuer in Sommerkleidern. Der Gendarm ging nun neben dem Mann, zeigte den Weg. Noch einmal bat er um die Waffe. Der Fremde holte sie aus der Tasche und reichte sie ihm hin. Zwei Straßenjungen sahen es, sie rissen erstaunt den Mund auf.

Sie traten in die Tür des Polizeizimmers, der Fremde als erster, hinter ihm der Landjäger. Der Leutnant war zufällig im Zimmer, er fragte den Beamten, wen er da bringe. Der Gendarm wollte eine Meldung machen, nun erst merkte er, daß er gar nicht wußte, wen er eigentlich verhaftet hatte.

Aber der Mann nahm ihm die Mühe ab. Er sei der deutsche Kriegsgefangene Rudolf Bunk aus dem Lager Blaye sur Gironde bei Bordeaux, geflohen dann und dann, als taubstummer Bettler bis hierher gekommen und heute verhaftet da und da, oben auf dem Berg.

Es war zum Lachen. Noch nie war ein deutscher Soldat in diesem Dorf hier gewesen. Es waren noch zwei Polizisten im Zimmer, sie sprangen auf und rissen ihre Pistolen heraus;

der, der ihn verhaftet hatte, wich bis zur Tür zurück und zog den Säbel, ein Boche, um Gottes willen, ein Boche, bon dieu de bon dieu de bon dieu, der Leutnant hüpfte in die Ecke, da stand ein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett, er ergriff das Gewehr, hielt es vor sich hin, die Spitze des Bajonetts gegen den Mann gerichtet, der Leutnant tanzte und schrie und hielt sich hinter dem Tisch, haut les mains! schrie er, er quietschte es, Hände hoch! rief er, hier im Zimmer, vier Bewaffnete waren sie, sie fingen alle an zu hüpfen und mit den Pistolen zu zittern. Der Mann lachte, er hob die Hände hoch. Sie sahen sich an. Als erster steckte sein Bekannter vom Berge den Säbel ein. Dann schloß er die Tür; der Gefangene habe keine Waffen, sagte er.

Beschämt senkten sich Pistolen und Bajonett. Ja, die Polizisten lebten in der Etappe, ihre Aufgabe war es, Radfahrer aufzuschreiben oder Betrunkene zu trennen. Der Deutsche hatte zu plötzlich vor ihnen im Zimmer gestanden. Und zudem war Frieden für sie. Rudolf Bunk aber lebte noch im Kriege.

Später verhörten sie ihn. Er mußte Namen und Gefangenennummer nennen, und ein Telegramm nach Südfrankreich ging ab. Als das Mittagessen gebracht wurde, hatten sie sich endgültig davon überzeugt, daß es sich nicht um

einen General der deutschen Armee handele, der vom Rhein aus einen unterirdischen Tunnel bis in die Auvergne gegraben hatte und mit seinen Truppen bereits draußen vor dem Dorf stand, sondern um einen verstörten, bitteren, stummen Menschen, um einen Menschen sonst wie sie, der gar nicht hierher gehörte, der in die Heimat zurückkehren wollte und den man nicht hingehen ließ, wohin er gehörte. Er wollte nicht viel.

Aber es wurde ihm immer klarer, daß er recht gehandelt hatte. Berthelinens erster Mann war gefallen. Hätte sie erleben sollen, daß ihr zweiter Mann erschossen wurde von einem Standgericht? Zuschlagen, niederknallen — das kann jeder. Er war seiner wilden Wut nicht erlegen.

„Ich komme wieder, Bertheline. Einmal müssen sie ja richtigen Frieden mit uns machen."

Die Franzosen, die mit ihm zu plaudern versucht hatten, stockten plötzlich. Sie sahen fort von ihm. Einer stand auf, drehte ihm den Rücken zu und machte sich an den Akten zu schaffen. Denn der Mann saß da auf seinem Stuhl, breitbeinig, die Hände gefaltet und zwischen den Knien hängend, er hatte die Augen geschlossen, denn sie schrien in bitterem Schmerz, und er wollte nicht, daß sie seinen Schmerz erkannten. Aber er merkte es nicht, daß Tränen aus seinen geschlossenen Augen flossen, die Franzosen sahen es und

blickten fort. Männer überall in der Welt blicken fort, wenn sie einen Mann weinen sehen.

Am späten Nachmittag kam die telegraphische Antwort aus Blaye, Name und Nummer stimmten. Der Leutnant sagte ihm, er werde ihn am übernächsten Tage mit zwei Mann Bewachung zurückschicken. Rudolf Bunk schreckte auf. Dann bat er, ihn schon morgen abzutransportieren. Der Leutnant war nicht wiederzuerkennen, er war freundlich und nett, er hatte das Bajonett vergessen. Oder er wollte es vergessen machen. Gut, sagte er, er habe geglaubt, der deutsche Soldat werde einen Tag Ruhe nach diesen Wandertagen brauchen. Ihm sei es auch recht, wenn er schon morgen abfahre. Dann fiel ihm ein, daß er ja den Deutschen durchsuchen müsse, ob er nicht verbotene Dinge bei sich trage, und Rudolf Bunk mußte seine Taschen leeren. In der rechten Rocktasche hatte er eine alte, abgenutzte Tabakspfeife und ein Feuerzeug, in der linken ein Taschentuch und zwei rostige Nägel. Er gab die Nägel hin und lächelte müde, er hatte sie damals am Morgen in die Tasche gesteckt, als er an dem Strohdach gearbeitet hatte und Mauras ihn von unten anrief. In einer seiner Westentaschen hatte er einen kleinen Gegenstand, der in dünnes, braunes Papier gewickelt war, auch diesen Gegenstand gab er her. Der Leut-

nant wickelte das Papier aus und sah das Eiserne Kreuz, er blickte lange darauf hernieder und wurde rot im Gesicht, plötzlich blickte er auf, rief überlaut mit Kommandostimme Achtung! und die Polizisten standen stramm und hoben die Hand zur Mütze, indessen der Leutnant das Eiserne Kreuz herumzeigte. Er schien sich auszukennen, er sah den Haken auf der Rückseite, er sagte heiser: „La croix de fer, première classe!" Das Eiserne Kreuz Erster Klasse!

Bunk sah die Franzosen stehen und dachte: ja, das können sie, das haben sie heraus. Maurras damals hatte es auch getan. Aber es tat doch wohl, ja, es tat doch wohl.

Der Leutnant ließ wieder rühren, gab ihm das schwarze Kreuz zurück, gab ihm auch die anderen Habseligkeiten wieder und verzichtete auf die weitere Durchsuchung.

Am nächsten Tage fuhr Rudolf Bunk, von zwei Begleitern bewacht, nach Westen. Der Kriegsgefangene durfte nicht mit der französischen Zivilbevölkerung zusammenkommen, sie erhielten also zu dritt ein eigenes Abteil. Das Züglein schnaufte und keuchte das Tal entlang. Bunk saß stumm am Fenster, er sah nicht hin-

aus, denn sie fuhren am Fuße des Mont-Dore entlang. Er fürchtete sich, das Felsenhaupt zu sehen. Seine Begleiter blickten an ihm vorbei. Es war Frieden für alle Welt seit einem halben Jahr, und hier war einer, den sie hinter den Stacheldraht zurückbringen sollten. Der eine der Polizisten trug zwei Kriegsauszeichnungen, es war ein Frontsoldat. Er kaute auf seinem Bart herum. Er schämte sich seines Auftrags.

Später am Tage wachte der Mann aus seiner Starre auf. Sie wollten ihn aufmuntern, sie brachten ihn zum Sprechen, sie wollten wissen, wie es ihm auf seiner Wanderung von Bordeaux in die Auvergne ergangen war. Der Franzose wandert nicht, die beiden Gendarmen staunten den Mann an, der sich Wochen und Wochen zu Fuß durch Frankreich geschleppt hatte. Bunk warf mit einer Handbewegung die tauben Gedanken fort. Bohrend saß es in seinem Gehirn: in das Lager bringt ihr mich nicht zurück. Ihr nicht. Wie er es anstellen könnte, wußte er noch nicht. Aber der Gedanke bohrte. Auch hinter der spanischen Grenze ist freies Land. Und ist es nicht die Schweiz, warum soll es nicht Spanien sein. Und Bordeaux ist nicht weit von der spanischen Grenze.

Er mußte sich mit den beiden Posten anfreunden. Er begann zu erzählen. Die Franzosen

rissen die Augen auf, sie begannen zu lachen, sie schlugen sich auf die Knie, un as! sagte der Frontsoldat, un as! als sei der Mann ein Flieger, der Dutzende von Feinden abgeschossen habe. Sie schrien vor Lachen, wenn der Mann den Taubstummen spielte, wenn er ihnen erzählte, wie er überall sofort Mitleid gefunden hatte, wie man ihm das beste Essen vorgesetzt hatte. Der Mann fing sie ein, er wußte gut zu erzählen; und wenn seine Kenntnisse der französischen Sprache nicht ganz ausreichten, so taten es ein paar Gebärden. Sie gewannen Vertrauen zu ihm, sie bekamen Hochachtung vor dem Deutschen, gaben ihm Tabak für seine Pfeife.

Zwischendurch schliefen sie eine Weile; es war heiß und drückend im Abteil.

In Brive hatten sie drei Stunden Aufenthalt so daß sie erst abends in Périgueux ankamen. Sie übernachteten auf Staatskosten in einem finsteren Gasthof. Der französische Frontsoldat begann sich gewisser Tage aus dem Felde zu erinnern, er lebte auf, auch er begann zu erzählen, es stellte sich heraus, daß er und der Deutsche (zu verschiedenen Zeiten zwar) an dem gleichen Frontabschnitt gewesen waren. Alte, halb schon vergessene Namen tauchten auf. Es wollte kein Ende nehmen. Der Franzose sagte camarade zu ihm. Bunk war klug, er sagte es nicht, der

Franzose wäre beleidigt gewesen, aber Bunk tat, als fühle er sich geehrt. Auch war er zu ehrlich dazu. Denn nun wußte er schon ungefähr, wie er es anstellen mußte. Am späten Vormittag des nächsten Tages waren sie in Bordeaux; der Lokalzug nach Blaye fuhr erst am Nachmittag. Rudolf Bunk sah allerlei auf dem Bahnhof, während seine Begleiter mit einem Bahnbeamten verhandelten, er merkte sich Bahnsteige und Abfahrtszeiten. Der Feldsoldat tat ihm leid, denn es war eine ehrliche Haut. Er lud den Deutschen zu einem Mittagessen ein, er wurde großzügig. Suppe und Wein waren billig in Bordeaux, ein Polizist und Soldat hat überall die richtige Witterung für gutes Essen. Es war sehr gemütlich in der kleinen Kneipe, die Franzosen wollten sich totlachen über die Erzählungen ihres Gefangenen.

Rudolf Bunk stand, wie seine Begleiter es auch getan hatten, einmal auf und ging hinaus. Er „mußte" bloß mal, sagte er. Sie waren immer bald wieder gekommen. Er kam nicht zurück. Die beiden Polizisten waren, kaum daß er um die Tür verschwunden war, mißtrauisch; keiner wollte es dem anderen zeigen. Nach einer Minute schon war es zu spät. Bordeaux ist eine große Stadt, viele Menschen gehen auf den Straßen. Es macht einen schlechten Eindruck, wenn auf-

geregte Gendarmen einen Zivilisten fragen: Entschuldigen Sie, mein Herr, haben Sie unseren Gefangenen nicht gesehen? An jenem Tage machten zwei Gendarmen einen sehr schlechten Eindruck auf viele Männer und Frauen in Bordeaux.

Der Mann war indessen ruhig zum Bahnhof zurückgegangen. Er hatte sich den Weg gut gemerkt, auch die Abfahrtszeit eines Zuges, die er auf einer Tafel gelesen hatte. Er ging zum Schalter und sagte brummig: „Troisième Bayonne!" Er wollte mit einer Fahrkarte Dritter Klasse nach Bayonne fahren. Das lag im Süden, nach Spanien zu, vielleicht zehn oder fünfzehn Kilometer von der Grenze entfernt. Es mußte gehen. Den Stacheldrahtzaun wollte er nicht wiedersehen.

Er bekam die Fahrkarte, er nahm sie, stieg in den Zug, setzte sich in eine Ecke, zog seine Mütze — er hatte sie in Périgueux eigens für diese Fahrt gekauft, der Frontsoldat war ihm dabei behilflich gewesen, — zog also seine neue Franzosenmütze über das Gesicht und schlief. Im schlimmsten Fall war er noch einmal taubstumm.

Der Zug war kein Schnellzug. Er kam in der Abenddämmerung in Bayonne an. Der Mann stieg aus, hier war tiefer Friede, niemand dachte daran, einen etwas armselig bekleideten, seit

Tagen nicht rasierten Bauern nach seinen Papieren zu fragen. Da hätten sie ja alle Bauern danach fragen können! Wo in aller Welt rasieren sich arme Bauern an den Wochentagen! In Südfrankreich gewiß nicht. Und hier an der spanischen Grenze war Frieden seit hundert Jahren. Hier hatten sie den Weltkrieg verschlafen.

Der Mann schritt auf einer Steinbrücke über einen Fluß, er ging einen Pfad entlang, der am Südufer den Fluß aufwärts führte, es wurde dunkel, es wurde Nacht, der Mann stolperte auf Feldwegen, auf Feldrainen, er erinnerte sich seines Kompasses, faßte in die Westentasche, er hatte Glück: der Kompaß war noch da, an der gleichen Stelle wie damals, als er ihn vergessen hatte. Es war ein kleines, höchst modernes Instrument, es leuchtete in der Nacht.

Der Mann ging nach Süden. Immer nach Süden. Er war müde, die Beine schmerzten, das Herz brannte, und ein wilder Zorn war in ihm. Er riß sich zusammen, er horchte in die Nacht nach jedem Geräusch, er war erregt und entschlossen, er ging langsam und gleichmütig wie zu Beginn seiner Wanderung. Er trottete über Hügel und Hänge, er war schon wieder im Gebirge, das war nun nicht die Auvergne, das waren die Pyrenäen, es wurde kalt, der Morgen nahte, es dämmerte, im Osten ging die Sonne

auf, er suchte sich gangbare Wege, es war eine öde Gegend, Berge mittlerer Höhe, im Westen sah er etwas, das glänzte, eine schwarze Ebene, die bläulich glänzte.

Der Mann blieb stehen. Was er sah, das war der Atlantische Ozean.

Aber er stolperte gleich wieder weiter. Wie weit ist es denn bis zur Grenze, es ist heller Morgen, ich laufe nun schon Stunden um Stunden! Da wurde er angerufen. Er fühlte nach dem kantigen Stein in der Tasche, den er aufgehoben hatte, den er für diesen Fall bereit hielt. „Zum zweitenmal auf keinen Fall. Hier ist die Grenze. Zuschlagen und fliehen." Sein Gesicht war böse.

Es war ein spanischer Bauer, der kaum ein Wort französisch konnte. Der Mann war schon tief in Spanien. Für einen Kriegsgefangenen fängt hundert Meter jenseits der Grenze das Herz von Spanien an. Er wurde vor einem Mord bewahrt.

Von San Sebastian aus schrieb er einen Brief „an Frau Bertheline Maurras, née Rouver". Der Brief war kurz. Er schrieb: „Ich komme wieder, Bertheline. Man hatte mich gefangengenommen. Ich bin nach Spanien geflohen, und bald fahre ich auf einem holländischen Schiff nach Deutschland. Vertrau mir, ich komme wieder, Bertheline."

Eine Frau oben auf dem Berg, unter den Felsenhängen des Mont-Dore weinte lange, als sie den Brief gelesen hatte. Sie lag im Lärchenwäldchen, küßte den Brief und weinte.

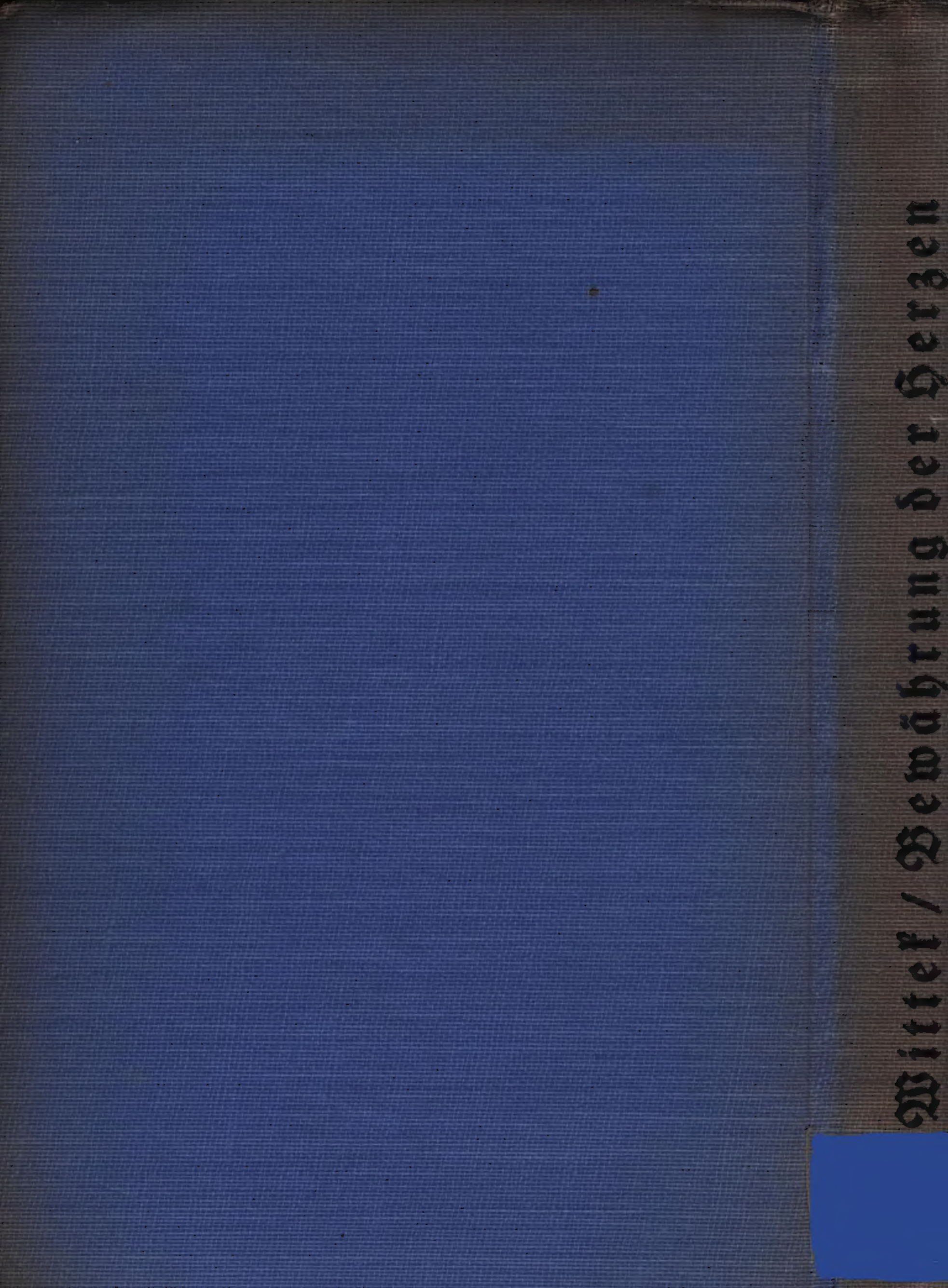
Wer in die kleine Stadt im deutschen Osten kommt und nach dem Lehrer Rudolf Bunk fragt, der der Sohn eines Tischlermeisters aus dem Städtchen Wongrowitz sei, das heute im Polnischen liege, dem wird jedermann den Weg zu dem Hause weisen können, in dem er und seine Frau Bertheline wohnen, denn die Orte dort an der Grenze sind nicht groß. Es kann sein, daß die Stadt Schwerin an der Warthe heißt. Aber vielleicht auch haben sie sich in Meseritz niedergelassen oder in Bomst oder Schönlanke, wer kennt sich schon mit den Namen dieser kleinen Städtchen dort hinten aus — außer uns, die wir aus dem Osten stammen.

Aber der Wind weht, und im Frühling blühen butterblumengelb die Wiesen an der Warthe und Netze, an Obra und Küddow, zartblau leuchtet der Saum der Bäche und Wassergräben, und die Weiden hängen ihre hellgrünen Blätterruten tief über die glatten Spiegel der Dorfteiche, im Sommer aber reift das Getreide, mitten aus

dem wogenden Korn hebt sich da und dort ein Ringwall, aus dem Schwedenkrieg oder aus noch früheren Zeiträumen, auf dem Ringwall stehen Kiefern, Fichten, wohl auch einige Birken mit ihren weißen Stämmen. Dort auf dem Ringwall ist im Sommer oft der Lehrer Rudolf Bunk zu sehen, der einmal ein Wanderer war, ein Kuhstallschläfer, ein Einsamer. Das ist lange vorbei, er hat dies alles abgelegt wie einen alten abgetragenen Rock. Aber ein Liebender ist er geblieben. Neben ihm steht seine Frau Bertheline. Sie liebt die Birken, sie lehnt sich an den weißen Stamm einer Birke. Sie sieht über das Land hinweg. Die Luft flirrt über den Wellen der gelben Halme, über den schmalen, grasbewachsenen Feldwegen zwischen den Roggenfeldern, an deren Rand tiefblau und hellrot auf hohen, dünnen Stielen die Blumen des Sommers leuchten.

Es ist Sommer. Der Sommer ist eine große Zeit, für das Land und für die Menschen.

Ende


Witter / Bewährung der Herzen